



KANTON
APPENZELL AUERGÄU



Kanton Appenzell Innerrhoden
Standeskommission

Baukulturelles Leitbild Appenzell Innerrhoden

August 2018



Impressum

Herausgeberin und Bezug

Kanton Appenzell Innerrhoden
Standeskommission

Redaktion, Text, Fotos und Illustrationen

Ammann Albers StadtWerke
Studio Vulkan Landschaftsarchitektur
Büro für baukulturelle Anliegen

Arbeitsgruppe

Hans Dörig, Holzbauplaner,
Gewerbeverband
Sebastian Fässler, Goldschmied / Zeichner,
für Appenzeller BauKultur
Niklaus Fritsche, Betriebswirtschafter,
für Appenzeller BauKultur
Karin Fritsche Stadelmann, Architektin ETH,
Fachkommission Heimatschutz
Urs Hofstetter,
Präsident Baukommission Inneres Land
Paul Knill, Architekt BSA,
Fachkommission Heimatschutz
Urs Koster, Architekt ETH,
Gewerbeverband
Andreas Lang, Landwirt,
Baukommission Oberegg
Bernadette Lang, Juristin,
Bau- und Umweltdepartement
Albert Manser, Holzbauer,
Gewerbeverband
Sepp Neff, Landwirt,
Baukommission Inneres Land und
Bauernverband

Gestaltung

Stefan Gassner
www.grafiksg.com

Beteiligte

Auftraggeber

Kanton Appenzell Innerrhoden
Bau- und Umweltdepartement
Alt Bauherr Stefan Sutter /
Bauherr Ruedi Ulmann
Projektleitung Ralph Etter

Auftragnehmer

Büro für baukulturelle Anliegen
Kaiser-Franz-Josef-Strasse 4
6890 Lustenau
www.marinahaemmerle.at
Bearbeitung: Marina Hämmerle

Ammann Albers GmbH
StadtWerke
Elisabethenstrasse
8004 Zürich
www.stadtwerke.ch
Bearbeitung: Martin Albers /
Priska Ammann

Studio Vulkan
Landschaftsarchitektur GmbH
Vulkanstrasse 120
8048 Zürich
www.studiovulkan.ch
Bearbeitung: Dominik Bueckers /
Alizée Bonnel

	Inhalt
4	Innerhoden miteinander gestalten Ein Leitbild – Zwei Kapitel
7	Sieben Ortsbildtypen, sieben Handlungsfelder zwischen Streusiedlung und Verstädterung
10	A Streusiedlung
12	B Dörfer und Weiler
14	C Das Dorf Appenzell
16	D Ensembles des Tourismus
18	E Reine Wohngebiete
20	F Neuzeitliche Gewerbegebiete
22	G Neue Zentrumsgebiete
25	Zwölf Grundsätze zur Baukultur in Innerrhoden
28	1 Kulturlandschaft weit und durchlässig erhalten
30	2 Ortschaft und Landschaft verweben
32	3 Landschaftsräume im Dorf sichern
34	4 Wege sinnfällig führen
36	5 Der öffentliche Raum ist das Wohnzimmer der Gesellschaft
38	6 Privaten und öffentlichen Raum in Beziehung setzen
40	7 Bauen am Hang – das Haus dem Ort einschreiben
42	8 Historischen Bestand erhalten
44	9 Das Haus als Pixel im Ortsbild: Weiterbauen am Ganzen
46	10 Verdichtet Bauen – um das Ortsbild zu schützen
48	11 Das Ortsbild als Ganzheit verstehen – Bruchstellen heilen
50	12 Identifikationspunkte zum Tragen bringen
52	Das Leitbild baut auf bereits bestehender Planung auf Abbildungsnachweis

Innerrhoden miteinander gestalten

Wieso ein Leitbild »Baukultur Appenzell Innerrhoden«? In Appenzell Innerrhoden wurde in den letzten Jahrzehnten so viel gebaut wie noch nie. Die Geschwindigkeit und die Art der Veränderung lösen bei vielen Innerrhodern und Innerrhodern ein Unbehagen aus. Unser Kanton ist geprägt von Landwirtschaft, Brauchtum und Volkskultur, die Landschaft insbesondere von der traditionellen Baukultur. Diese ist Teil unserer Identität. Aber was macht sie aus? In den letzten Jahrzehnten sind mit der technischen Entwicklung auch die baulichen Möglichkeiten gestiegen, der einheimische Baustoff Holz hat durch die heutigen Transportmöglichkeiten noch mehr Konkurrenz erhalten. Hinzu kommen gesteigerte persönliche Ansprüche. Die grössere Mobilität und die Vielfalt an Kommunikationsmitteln führen zudem dazu, dass man sich nicht mehr nur an Beispielen im näheren Umfeld orientiert und daher zum Teil Baustile vorzieht, die sich von den in unserem Kanton als traditionell wahrgenommenen Beispielen unterscheiden. Diese Entwicklung hat schon vor langer Zeit eingesetzt, hat sich aber in den letzten Jahrzehnten zugespitzt. Appenzell Innerrhoden läuft Gefahr, sich den baulichen Modeströmungen anderer Regionen anzuschliessen und somit seine baulichen Eigenheiten zu verlieren.

Wir Innerrhoderinnen und Innerrhoder haben ein grosses Bewusstsein für die Geschichte und unsere Traditionen, wir waren aber auch immer offen für Neues. Auf dieser Grundlage baut das Leitbild »Baukultur Appenzell In-

nerrhoden« auf. Die bestehende traditionelle Innerrhoder Baukultur soll soweit sinnvoll und möglich erhalten werden – Neues soll trotzdem Platz haben, dabei aber das Vorhandene respektieren.

Ausgangspunkt für das vorliegende Leitbild ist die von der Landsgemeinde 2012 beschlossene Revision des Baugesetzes. Damit wurde in Bezug auf die gestalterischen Anforderungen an Bauten ein Paradigmenwechsel vorgenommen. Durften früher Bauten und Anlagen das Landschafts-, Orts- und Strassenbild nicht wesentlich stören, müssen sie sich heute gut einpassen. Was „gut einpassen“ bedeutet, ist nicht per se klar. Etwas „schön finden“ hat mit subjektivem Empfinden, mit Geschmack zu tun. Doch auf den Geschmack des Einzelnen alleine darf es nicht ankommen. Mit dem Leitbild soll deshalb eine Objektivierung erfolgen. Das Leitbild soll beschreiben, was die Innerrhoder Bautypologie ausmacht, und welche Aspekte beim Bauen in unserem Kanton zu beachten sind. Die Standeskommission beabsichtigt dabei aber nicht, ein „Rezeptbuch“ für das Bauen herauszugeben. Konkrete Vorschriften, zum Beispiel wie ein Fenster auszusehen hat, wie eine Hauptfassade materialisiert sein soll oder welche Farbe ein Dach haben muss, garantieren alleine noch keine gute Baukultur. Die Anforderungen der Zeit führen zu einer baulichen Entwicklung, die sich nicht mit einem „Rezeptbuch“ steuern lässt. Es gilt vielmehr, im Einzelfall Lösungen zu suchen, mit dem Ziel, im vorhandenen Spannungsfeld eine gute Balance zwischen Erhalten und Verändern zu fin-

den. Das Verändern soll ein Weiterbauen am Vorhandenen sein und Letzteres respektieren. Es braucht die Auseinandersetzung mit dem Ort, dem baulichen Bestand, der näheren Umgebung und der Landschaft. Die Auseinandersetzung soll sich an den verschiedenen Ortstypen und den beschriebenen Grundsätzen orientieren. Sie bilden den Rahmen, die Leitlinien für das Weiterbauen. Die Basis unserer heutigen Baukultur bildet das gebaute Erbe. In ihm sind die traditionellen Bauweisen, historischen Handwerkstechniken und baukünstlerischen Eigenheiten konserviert und erlebbar geblieben. Mit der Erhaltung der wichtigsten Bauten geben wir dieses Wissen an zukünftige Generationen weiter.

Bauherrschaften und Handwerkern soll das Leitbild Motivation sein, den baulichen Bestand wertzuschätzen und zu pflegen. Planer und Architekten sollen seinen Inhalt am einzelnen Bauobjekt in ihre Überlegungen einbeziehen und sich damit zusammen mit ihren Bauherrschaften mit unserer Baukultur auseinandersetzen. Wenn das vorliegende Leitbild bei allen Beteiligten Beachtung findet, ist der Grundstein zu einer qualitätsvollen Weiterentwicklung der Baukultur gesetzt. Wer nach Appenzell Innerrhoden kommt, soll auch in Zukunft merken, wo er ist. Ich wünsche mir in diesem Sinne einen sorgfältigen und respektvollen Umgang mit unserer Landschaft, mit unseren Ortsbildern und der historischen Bausubstanz.

Daniel Fässler, regierender Landammann

Ein Leitbild – Zwei Kapitel

Baukultur und Landschaft pflegen, heisst den Faden der Tradition zu erkennen, ihn aufzunehmen und ihn weiterzuentwickeln. Der Vergleich zum Textilen kommt nicht von ungefähr, waren doch neben dem Bäuerlichen im Kanton Innerrhoden auch Weberei und Stickerie gesellschaftlich prägende Tätigkeitsfelder, hat das Bekleiden noch heute einen hohen Stellenwert neben dem der Baukultur. Funktionsbedingte Proportionen, gediegenes Handwerk und veredelte Oberflächen sind Teil des baukulturellen Erbes des Kantons. Sie gilt es zu verinnerlichen und zu transformieren.

Dort setzt das Baukulturelle Leitbild Appenzell Innerrhoden an. Um interessierten Laien, Bauherrschaften, Planenden und Verantwortlichen in Gemeinden und Kanton die baukulturellen Eigenheiten des Kantons näher zu bringen, und sie als Basis für Um- und Neugestaltungen zu verstehen, unterteilt sich das vorliegende Leitbild in zwei Kapitel:

Kapitel 1 – Sieben Ortsbildtypen, sieben Handlungsfelder

Im ersten Kapitel wird an Hand der verschiedenen Ortsbildtypen die Siedlungsstruktur des Kantons erläutert, sozusagen das baukulturelle Erbe beleuchtet. Eine Analyse der vorhandenen Siedlungsstrukturen gibt Aufschluss über den Bestand und macht verständlich, was wo steht, wie es mit der Landschaft verknüpft ist und warum es so gebaut wird.

Kapitel 2 – Zwölf Grundsätze

Im zweiten Kapitel werden 12 Themenfelder auf jeweils einen aussagekräftigen Grundsatz heruntergebrochen. Sie sind als Empfehlungen zu verstehen und werden in Unterpunkten näher ausgeführt. Handelnde Personen erhalten somit Anhaltspunkte, wie sie bei Umgestaltungen und Neubauten auf den Kontext reagieren können, was es zu beachten gilt und erfahren, was die baukulturellen Leitlinien des Kantons sind.

In diesem Sinne umreisst dieses Leitbild ein Gesamtbild des Kantons hinsichtlich Baukultur und Landschaft und gibt Einblick auf die wesentlichen Themen. Es bildet die Grundlage für eine Vertiefung einzelner Themen und die Basis für eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Menschen im Kanton.

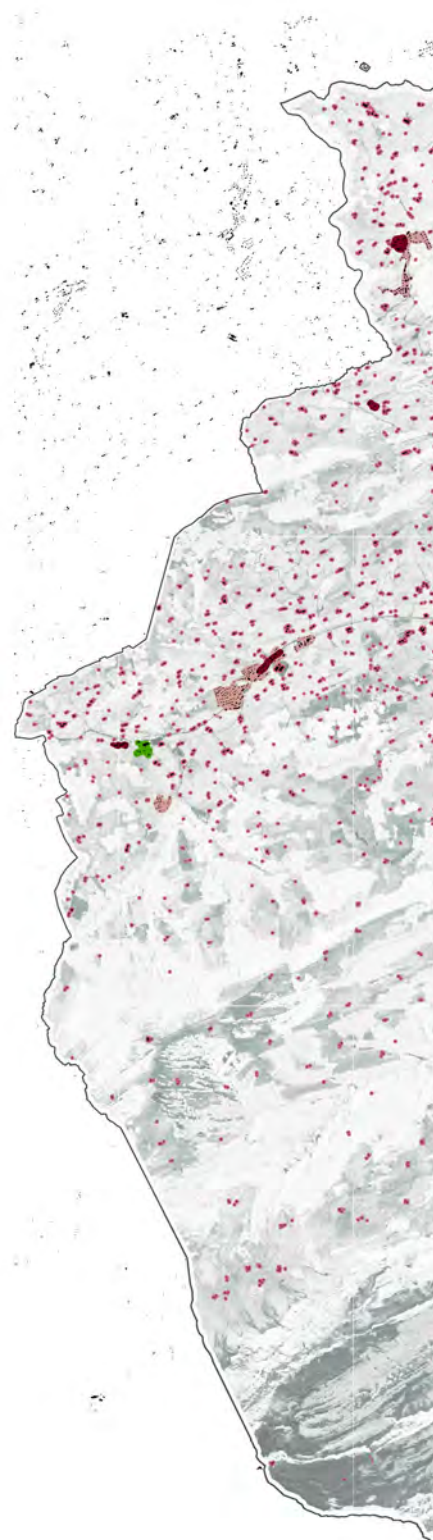
Autoren Martin Albers, Dominik Bückers und Marina Hämmerle

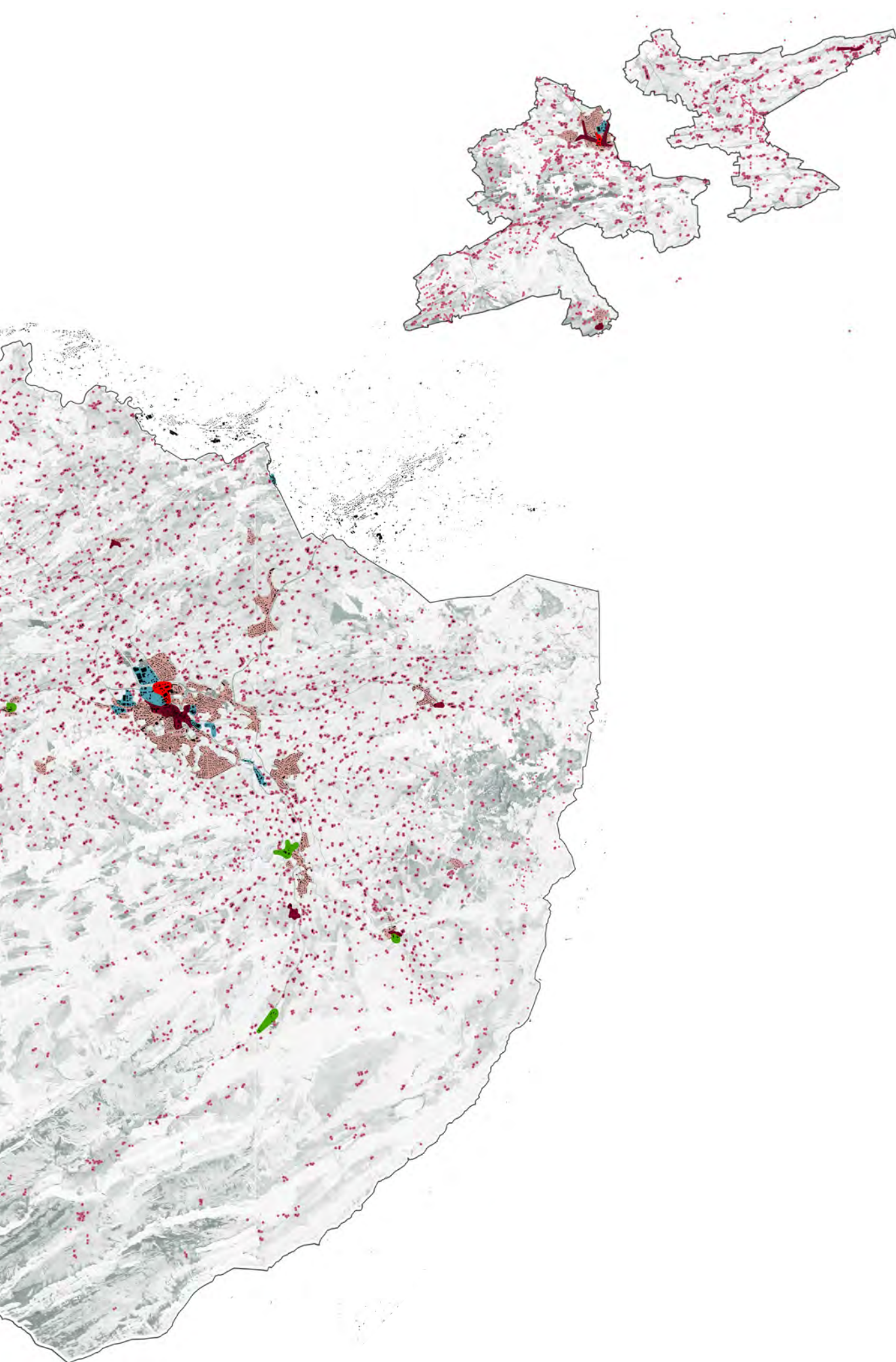
Sieben Ortsbildtypen Sieben Handlungsfelder Zwischen Streusiedlung und Verstädterung

Wenn wir in Innerrhoden bauen, müssen wir uns in die Innerrhoder Baukultur einfügen. So wollen es unter anderem das Gesetz und die Regeln des guten Bauens. Dieser erste Teil des Leitbildes stellt die Siedlungsgebiete im Kanton vor und legt dar, welche Anforderungen sich an ihre bauliche Weiterentwicklung insgesamt und bei den einzelnen Neubauten stellen.

Wir unterscheiden im
Siedlungsgebiet des Kantons
sieben unterschiedliche
Handlungsfelder:

- A Streusiedlung**
- B Dörfer und Weiler**
- C Das Dorf Appenzell**
- D Ensembles des Tourismus**
- E Reine Wohngebiete**
- F Neuzeitliche Gewerbegebiete**
- G Neue Zentrumsgebiete**





A

Streusiedlung

Die ursprüngliche,
traditionelle
Siedlungsform

Das identitätsstiftende Bild der Appenzeller Landschaft erwächst aus der Streusiedlung und den typischen Appenzeller Bauernhäusern. Deswegen gilt es, diese Häuser im Original zu erhalten und notwendige Renovationen und Neubauten aus ihren Regeln heraus zu entwickeln.

Historisch gesehen ist das freistehende Bauernhaus in der Landschaft der Urtypus allen Bauens in Appenzell. Über Jahrhunderte verkörpern die Variationen dieses Typus die Arbeits- und Lebensweise eines Grossteils der Appenzeller Bevölkerung – sie dienten dem Wohnen, der Landwirtschaft und später der Handstickerei und Weberei. Heute werden viele Gehöfte in dieser Form nicht mehr verwendet. Das einprägsame Bild der Einzelhäuser im Landschaftsraum ist aber nach wie vor ein Inbegriff der Identität des Kantons Appenzell Innerrhoden und will gewahrt bleiben. Das ver-

langt nach Pflege und Erhalt dieses Kulturgutes. Appenzellerhäuser sollen, wenn möglich, keinen Ersatzbauten weichen, sondern stilgetreu unterhalten und sanft umgebaut werden. Ist ein Erhalt nicht vertretbar, ist bei einem Ersatzneubau eine typologisch sinnfällige Herleitung zur Wahrung der Identität anzustreben. Bei Neubauten im Landschaftsraum spielen Baukörper, Dachformen, Terrainveränderungen, Handwerkstechnik und Materialisierung eine wesentliche Rolle bei einer gelungenen Einbettung in den Landschaftsraum.

Typische Eigenschaften



Heidenhaus: Stubenfassade zur Traufseite, mit Tätschdach in Getrenntbauweise. Tritt ein Gaden dazu, verlängert er das Haus in Firstrichtung.



Gadenhaus: Gaden in Firstrichtung, Stuben- und Schauseite auf der Giebfassade, steileres Dach.



Kreuzgiebelhaus: Stubenseite mit gestemmter Fassade im Giebel, Gaden quer zum First, Steildach, hier mit Wohnräumen auch im Gaden

A1 Haus und Landschaft: Leben auf vier Hektar Land Das Haus lebt vom Land und formt es dadurch. Die Maschenweite zwischen den Höfen entspricht der zu bewirtschaftenden Fläche, so überzieht ein loses Gitter aus verstreuten Häusern den waldfreien Landschaftsraum. Wetterbaum, Holder und Pflanzblätz sind die typischen Elemente, die das Haus zum Ensemble mit der kultivierten Natur werden lassen. Die Stellung des Appenzellerhauses reagiert optimal auf den Hangverlauf und nutzt vorhandene, weitgehend ebene Stellen des Geländes. Zumeist orientiert sich das Haus Richtung Südsüdost und kommt ohne Abgrenzungen aus. Die Zufahrten fügen sich ebenfalls gut in das Gelände ein.

A2 Hausstruktur und Material Das Appenzellerhaus der Streusiedlung ist ein Bauernhaus, das Wohnen und landwirtschaftliche Produktion zusammenführt. Grundsätzlich können drei Typologien unterschieden werden, die je nach Standort und Epoche variieren: Gadenhaus, Kreuzgiebelhaus und Getrenntbauweise. Dachform und Grössenordnung bringen weitere Unterscheidungsmerkmale – das flachgeneigte Tätschdach wird bei traufständiger Schauseite und angebautem Gaden zum Heidenhaus, kommt aber auch als Kreuzgiebelhaus und alleinstehend vor. Das Steildach tritt in Kombination mit Gaden oder Kreuzgiebel auf und repräsentiert in dieser Form den häufigsten Typus. Wie die meisten Landwirtschaftsbauten in diesen Breitengraden ist

auch das Appenzellerhaus ein Holzbau, wobei das Wohnhaus auf gemauertem Keller aufsitzt. Die Wände des Wohntraktes sind gestrickt, die Hauptfassade hat in der Regel ein gestemmtes Fronttäfer, die restlichen Fassaden sind geschindelt. Die Fenster sind kleinteilig, feingliedrig und meist als Reihe ausgeführt, vertikale Schiebeläden dienen als Wetterschutz. Auf untergeordneten Fassaden sind sie einzeln und frei angeordnet, werden durch Seitenbretter und Abwürfe geschützt. Der Stall ordnet sich klar dem Haupthaus unter und ist als Holzbau mit Leistenschirm errichtet. Tenntore, Heuladen und bei einigen Häusern auch das befens-terte Täferband zum Dach gliedern den Wirtschaftstrakt.



Die Maschenweite der Hofstruktur prägt das Bild.

Neue Herausforderungen



Farbgebung im späten Innerrhoder Bauernhaus: blaugrauer Wohnteil, gelber Stall mit grünen Läden, rotem Tor, hellem Kniestockstreifen



Der Gaden als Wohnraum, die Lamellen in Anlehnung an den Leistenschirm, ungestrichen, weisse Leibungen nur im Wohnteil



Die Landwirtschaft verlangt heute Grossbauten: Anlehnung im Material suchen, bei sehr grossen Bauten auch durch Gliederung des Dachs.

A3 Farben, Ornamente Die intensive Farbgestaltung des Appenzellerhauses tritt erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts auf, davor waren die Bauten meist unbehandelt. Haus und Gaden haben unterschiedliche Farbgebungen. Prägnant ist das kräftige Ocker am Stall, Tore und Läden sind entweder rot oder grün. Am Wohnhaus dominieren feinere Nuancen – Täfer, Frieze, Lisenen und als verbindendes Element der Oblichtgurt beim Stall sind differenziert bemalt, die Grundfarbe ist in lichter blauer bis blaugrüner Tönung gehalten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war auch eine beige/braun/rote Farbkombination beliebt. Das frische Weiss an Fensterrahmen, Leibungen und Gipshohlkehlen komplettiert gemeinsam mit dem hellen Sockel und der strukturbetonten Farbgestaltung der Fassaden das harmonische Bild.

A4 Umbau und Neubau Neubauten, die an der Baukultur des Kantons anknüpfen wollen, nehmen Bezug zur Tradition, zum Kontext auf und treten damit in Dialog. Das heisst nicht, dass sie den tradierten Kanon des Bestandes identisch nachbauen, sondern bedeutet viel mehr Analysieren, Verstehen und Neuinterpretieren des Vorhandenen. Dabei geht es darum, die Appenzeller Bauweise in ihren typischen Grundzügen, Vorgehensweise und Details in die heutige Zeit zu übersetzen und an heutige Bedürfnisse anzupassen. Denn wenn Technik, Wirtschaftsweise und Familienstrukturen sich ändern, ändern sich auch die Häuser. Gröszenordnungen, Proportionen und Nutzungen verändern sich demnach auch in der Streusiedlung, jedoch sollte dies unter der Prämisse Orts- und Landschaftsverträglichkeit geschehen.

A5 Neue, grosse Wirtschaftsgebäude Neue Wirtschaftsweisen führen zu neuen Haustypen, das zeigt ein Blick in die geschichtliche Entwicklung des Appenzellerhauses. Grössere Höfe verlangen nach grösseren Wirtschaftsbauten. Dazu liegt ein eigener Leitfaden vor, der Bauform, Dachneigung, Materialität und Farbgebung vorgibt. Die wesentlichen Herausforderungen dabei bleiben die Massstabsfrage und die Setzung der Bauten im Kontext von Landschaft und Dorf.

B

Dörfer und Weiler

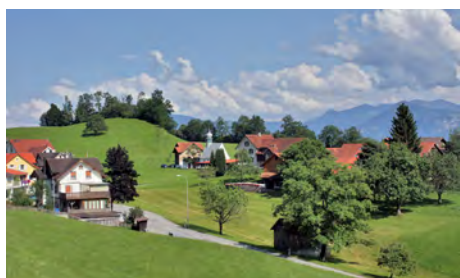
Von der lokalen Verdichtung der Streusiedlung

Weiler und Dörfer entstanden an wichtigen Wegkreuzungen der Streusiedlung. Sie fügen sich zu Ensembles ähnlicher, aber nie gleicher Häuser, nehmen Bezug auf das Gelände, sie bilden Plätze und Schauseiten. Folgen Neubauten nicht diesen Regeln, unterwandern sie die Identität des Ortes. Dörfer statt Agglomerationen ist die Devise.

An prägnanten Orten in der Streusiedlung entstanden Weiler oder kleine Dörfer mit markantem Ortskern und eigener Identität. Kaum ein Dorf gleicht dem anderen, dennoch sind die Themen ähnlich. Die kleinen Siedlungsstrukturen orientieren sich an topografischen Gegebenheiten, nehmen Rücksicht auf Flüsse und Bäche, Hangkanten und natürliche Geländeverläufe. Die Bauten sind einander zugewandt, bilden Ensembles, spannen Plätze und Gassen auf und beziehen das Panorama mit ein. So betten sich die Weiler und Dörfer in die Landschaft mit grosser Selbstverständlichkeit und feinem Sinn für ihre jeweilige Lage im Tal oder

am Hang. Diese gewachsenen Funktions- und Gestaltungseinheiten gilt es zu wahren und nach den Regeln des Ortes auszubauen. Neue Wohnquartiere in Dörfern sollen einen Beitrag zu diesem Ensemble beisteuern. Es gilt, vorhandene Eigenheiten zu erkennen und zu unterstützen. Massive Geländeänderungen und Stützmauern, hohe Einfriedungen und Abschottungen, krasse Farbgebungen und Materialisierungen nehmen keine Rücksicht auf die bestehende Baustruktur und unterwandern die Identität des Ortes.

Jedes Dorf ist anders...



Büriswil – ein Weiler im Bezirk Oberegg



Schwende – nur ein kleiner Kern, eingebettet in den Landschaftsraum



Gonten – Die Dorfstrasse bildet einen klaren Strassenraum mit halböffentlichen Nutzungen im Erdgeschoss.

B1 Weiler – Häusergruppe in der Streusiedlung In der Streusiedlung finden sich da und dort Gruppen einzelner Höfe, die manchmal mit Baumbestand und anderen Funktionsbauten, wie Kapelle, Mühle, etc. einen Weiler ausmachen. In der Summe formieren sie ein Ensemble, das von seinen inneren funktionellen und gestalterischen Beziehungen lebt und nach aussen das Landschaftsbild prägt. Sulzbach, Eschenmoos und Büriswil sind solche Beispiele. Sie verdichten die Streusiedlung zu kleinen gemeinschaftlichen Einheiten besonderer Körnung, Farbigkeit und Struktur. Umbau- und Anbauten müssen sich dieser Regeln annehmen um am Ort anzuknüpfen.

B2 Dörfer – den Ortskörper erhalten Viele Dörfer sind nach wie vor durch landwirtschaftliche Nutzungen geprägt und bieten Raum für Gasthäuser und Kleingewerbe. Von zentraler Bedeutung sind die Pfarrkirchen wie beispielsweise in Gonten, Haslen, Schwende, Eggerstanden und Brülisau. Ihre Türme betonen die Dorfmitte, öffentlicher Raum spannt sich zwischen den Häusern auf, untergeordnete Gassen nehmen dort ihren Ausgang. Häuserzeilen bilden die Schauseite zum Tal, die Dachlandschaft bildet die Ansicht von oben. Neubauquartiere könnten sich dieser Elemente bedienen, machen aber oft das Gegenteil: sie verneinen bestehende gebaute Strukturen und topografische Verhältnisse, generieren grosse, versiegelte Flächen und dienen mehr dem Auto als dem Menschen. Sie fördern nicht die Einheit, sondern die Abgrenzung.

B3 Strassendörfer – den öffentlichen Raum nähren Gonten dient als kleines Handels- und Versorgungszentrum für die umliegenden Höfe. Es entwickelte sich entlang der Hauptstrasse zu einem Strassendorf mit klar gefasstem Strassenraum – der einzige dieser Art ausserhalb von Appenzell und Oberegg. Die strassenbegleitenden Sockelzonen mit Läden und Gaststätten bilden zusammen mit den der Kirche und den Kommunalbauten vorgelagerten Vorplätzen den öffentlichen Raum im Ort. Umbauten, Renovierungen und Ersatzneubauten sollten in diesem Sinne die Lebensader der Ortschaft weiter stärken und halböffentliche Nutzungen im Erdgeschoss vorsehen.



Weithin sichtbar am Hang: Schlatt ist kaum mehr als ein Weiler und hat doch ein Ortsbild von nationaler Bedeutung

...und viele Fragestellungen sind gleich



Brülisau – Dorf oder Seilbahnstation mit Kirche?



Oberegg – Häuserzeilen an der Hauptstrasse mit stilistischen Einflüssen aus den Nachbarkantonen



Oberegg – neben dem kleinstädtischen Strassenzug der Hauptstrasse hat der alte Dorfkern kaum noch Bedeutung.

B4 Talstationen mit Parkplatz und Dorf – den Tourismus einbinden! Touristische Nutzungen konzentrieren sich im Kanton punktuell. Appenzell ausgenommen, lag ihre Anziehung früher in den Heilbädern, heute bei den Aussichtspunkten des Alpsteins, damit verbunden bei den Berggasthäusern und Seilbahnen. In Brülisau gruppieren sich beispielsweise Kirche, Hotel und Talstation der Seilbahn um einen grossen, zentralen Parkplatz – an Tagen mit schlechtem Wetter und ausserhalb der Saison eine öde, brachliegende Freifläche. Nachhaltiger Tourismus verlangt nach umwelt-, orts- und landschaftsverträglicher Gestaltung. Ertüchtigung und Ausbau vorhandener Einrichtungen wie Hotels, Heilbäder und Seilbahnanlagen müssen mit Rücksicht auf das Dorfbild erfolgen und kleinteiliger werden.

B5 Mischform Dorf und Siedlung Identität erkennen und entwickeln Oberegg ist, abgesehen vom Kantonshauptort, das grösste Dorf in Innerrhoden. Auch hier ist die Landwirtschaft marginalisiert; anders als der Hauptort Appenzell kann es aber kaum über seinen Bezirk hinaus als Zentrum wirken. So erscheint der Ort eher als vorstädtische Siedlung in einem etwas unklaren Zwischenzustand. Weil eine Rückentwicklung zum ländlichen Dorf freilich undenkbar ist, wird das Ortsbild zwangsläufig städtischer. Dieses Ziel wurde ja auch bereits mit der Verdichtung im Ortskern verfolgt, die indes vielleicht etwas gar zu grossstädtisch aufzutreten versucht. Wenn es aber gelingt, den richtigen, eher kleinstädtischen Massstab zu finden, bieten die Leerflächen im

Ortskern insbesondere um die Kirche und das Gewerbegebiet ein hochinteressantes Potential für eine atmosphärisch reizvolle, abwechslungsreiche Raumbildung und eine hochwertige Verdichtung.

Das Dorf Appenzell

Hauptort des Kantons, geschäftig und mehr als dörflich

Schon seit dem Eintritt in die Eidgenossenschaft ist der Hauptort Handels- und Verwaltungsdrehscheibe für die Bewohner der Streusiedlung, der umliegenden Weiler und Dörfer. Appenzell weist als einziges Dorf im Kanton bereits Züge einer Kleinstadt auf. Die Häuser sind durchwegs Stadthäuser ohne landwirtschaftlichen Wirtschaftsteil, in der Kernzone bilden sie durch geschlossene Reihenbauweise Strassenräume und Plätze mit belebten, publikumsorientierten Erdgeschossen. Die Hauptgasse mit Mauritius Kirche, dem Rathaus mit offener Markthalle im Sockel und den vielen Wirtschaften repräsentiert wie kein anderer Strassen-

Das Dorf Appenzell ist von einer reichhaltigen, kleinteiligen Baukultur geprägt. Das Zentrum um die Hauptgasse lebt von atmosphärischen Strassen- und Platzräumen mit attraktiven, geschäftigen Sockelzonen. Ersatzbauten und Nachverdichtungen knüpfen an Zentrumsqualitäten wie Farbigkeit und Kleinteiligkeit an, schaffen weitere fussläufige, gefasste Räume.

zug den malerischen Charme einer lebendigen, ländlichen Kleinstadt. Die privateren Rückseiten bilden heterogene Räume, durchzogen von informellen Freiflächen und Wegen. Noch etwas dörflich ist dagegen die Raumbildung in den Randbereichen des alten Ortskerns – am Kronengarten, am Unteren und Oberen Gansbach, in der Marktgasse oder der Schöffligasse. Die Häuser sind weitgehend freistehend gedacht, sind aber enger zusammengeschoben. Sie wenden ihre Hauptseite meist dem Ortskern zu, die Strassen sind dadurch oft einseitig bebaut. Es entstehen teils diffuse Räume, in denen der öffentlich Raum fliessend in private Er-

schliessungsflächen übergeht. Gelegentlich finden sich Vorgärten oder Obstbaumwiesen hinterm Haus, auch bauliche Abgrenzungen durch Mauern und Zäune sind verbreitet. Diese Loslösung von der Landschaft wird heute durch den »Speckgürtel« vorstädtischer Gebiete – Einfamilienhausquartiere und Gewerbeareale – verstärkt. Der Ortskern ist bis auf wenige grüne »Finger« von der freien Landschaft getrennt. Der Talkessel wirkt aufgefüllt, die Bebauung reicht mittlerweile bis in die Hanglagen hinauf. Vor allem grössere Gewerbebauten und Gebäudegruppen wirken sich in der Tallage aus der Perspektive von oben bestimmend aus.

Raumbildende Elemente



Häuserreihen definieren die wichtigen Gassen – nicht in klaren Fluchten, oft fast anarchisch springend, aber immer raumbildend.

C1 Strukturierte Raumbildung Hauptgasse, Poststrasse bis zur Einmündung Gerberstrasse und Hirschengasse sind von raumbildenden Häuserreihen gesäumt und haben durchwegs publikumsorientierte Erdgeschossnutzungen. Sie dehnen sich zu Platzräumen aus, diese bieten Orientierung im Strassen- und Wegenetz und dienen als öffentliches Wohnzimmer mit Aufenthaltsqualität. Ausserhalb des Zentrums sind die Häuser oft eng gestellt, aber nur selten zusammengebaut. Sie sind dennoch vielfach strukturiert und raumbildend, da sie lose Reihen ähnlicher Typologien bilden. Sie formen einen ablesbaren Strassen- oder Gassenraum, aus dem heraus sie erschlossen werden – die Hauseingänge sind dem öffentlichen Raum zugewandt.



Auf den Rückseiten der Häuser entwickeln sich vielfältige genutzte, informelle Zwischenräume – teils privat, teils gemeinschaftlich.

C2 Zweiseitige Häuser Häuser im Zentrum haben eine Vorderseite und eine Rückseite, die sich im Öffentlichkeitsgrad unterscheiden. Auf der raumbildenden, öffentlichen Seite liegen die publikumswirksamen Nutzungen, wie Handel, Gastronomie und öffentliche Institutionen oder auch einfach die Hauseingänge. Auf der anderen Seite entsteht Spielraum für vielfältige private und gemeinschaftliche Nutzungen: halbprivate Zuwege, Parkplätze, eingezäunte Zier- oder Nutzgärten, Obstbaumwiesen und ähnlich genutzte Flächen. Hingegen sind ungenutzte Rasenflächen kaum zu finden.

Architektonische Gestaltung



Die Häuser haben unterschiedliche Dächer: Steildach, Täschedach, Barockgiebel – Vielfalt, verbunden durch ähnliche Farben und Formen.

C3 Vielfalt in der Einheit Die Bauten gleichen einander, da sie einem Kanon gemeinsamer Regeln und Grundtypen folgen, und diesen nur im Rahmen eines gewissen Spielraums variieren. Das betrifft insbesondere die überschaubare Gebäudegrösse. Die Bauten sind einander also ähnlich, aber nie gleich. Unter diesem Aspekt entstanden in verschiedenen Zeitepochen immer wieder eindrucksvolle Häuserzeilen und Dorfquartiere mit einheitlichem Massstab und reicher Vielfalt an Fassadengestaltung. So beispielsweise die Weissbadstrasse oder das Riedquartier. Ortsbildschutz und Quartierschutz sorgen für deren charakteristischen Erhalt.



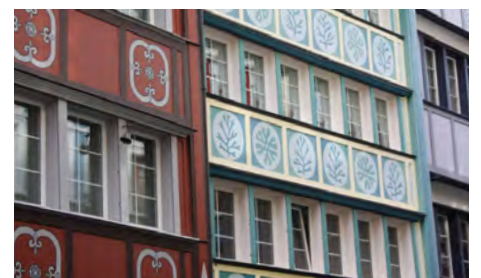
Das Aushängeschild von Appenzell – die Hauptgasse, ein Flaniererraum in kleinstädtischem Massstab, eng, bunt und einladend



Werkstätten, Läden und Beizen beleben die Sockelzone



Heterogenes Konglomerat formt sich zu einem Ganzen



Der Farbkanon erstreckt sich bis ins kleinste Baudetail

C4 Netzwerk Sockelzone Im Dorf Appenzell weisen die Häuser in der Regel einen massiven Sockel aus. Bei alten Häusern ist das ein niedriges, gemauertes Geschoss, das für Wirtschaftsräume gedacht war und heute durchwegs keine Wohnräume, sondern Werkstätten oder Läden aufweist. Bei Bauten aus der Zeit um 1900 ist das Sockelgeschoss ein ausgewachsenes Geschoss, sogar mit grösserer Höhe. In Zentrumsnähe haben die Erdgeschosse publikumsorientierte Nutzungen, die teilweise durch Gastgärten und Strassencafés in den öffentlichen Raum wirken. Massvolle Portale und Schaufenster der Sockelzone garantieren, dass sie noch als solche wahrgenommen wird. Grundsätzlich lebt das Dorfzentrum vom dichten Netzwerk seiner attraktiven Sockelzone.

C5 Konstruktion, Fassaden und Dächer Die heutige Gestalt von Appenzell basiert auf permanenten Überformungen ursprünglicher Hausstrukturen durch Renovierungen, Um- und Zubauten. Aus Reihenhäusern in gestemmtten Fassaden wurden beispielsweise Einzelfenster, schmale Reihenhäuser wurden zu Doppelhäusern. Dächer wurden angehoben und mit einem weiteren Stockwerk unterbaut. Bürgerhäuser sind meist in Holz erbaut, Sonderbauten wie Kirche und Rathaus und seit Ende des 19. Jahrhunderts vereinzelt auch Häuser bedeutender Amtsträger und Fabrikanten wurden massiv in Stein oder Ziegel gemauert. Die Dachlandschaft ist vielfältig – Satteldächer, Tonnengiebel, Quergiebel; auf untergeordneten Anbauten finden sich auch Flach- und Walmdächer.

C6 Farben und Materialien Holz ist auch im Dorf das dominierende Baumaterial. Das Zusammenspiel kleinteilig konstruierter, meist gestemmter und farbig geschmückter Holzfassaden prägt das Bild der Gassen und Plätze. Die Häuser gliedern sich in gemauerten Sockel, weiss/grau verputzt, farbige Fassaden, Fensterleibungen zumeist in Weiss. Rötliche und gelbliche Grundtöne sind vorherrschend, akzentuiert durch ornamentale Bemalung in kräftigen Kontrastfarben. Der ortsansässige Maler J. Hugentobler entwickelte im frühen 20. Jhd. ein Repertoire an geometrisch floralen Mustern, die noch heute gestemmte Fassaden zieren; selbst Hohlkehlen, Giebelbretter, Pfetten und Konsolen sind Teil des üppigen Farbenkanons. Die Farbigkeit im Dorf ist Teil der Identität, sie wurzelt in der Sennenkultur des Alpsteingebietes und steht in Einklang mit der Seele des Appenzellischen.

Mit der Entwicklung der Industrialisierung in der Schweiz begann sich die scheinbar festgefügte Welt der landwirtschaftlichen Lebensweise zu ändern. In Innerrhoden zeigte sich das unter anderem durch die Eisenbahn und die ersten Formen des Tourismus: Kurhäuser und Berggasthäuser. Seither ist der Tourismus ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für Appenzell. Die Anforderungen des Tourismus im Ortsbild zu lösen, ist einerseits eine Herausforderung, bietet andererseits aber auch gestalterische Chancen. Die Herausforderung besteht darin, dass die touristischen Strukturen ja nicht zum tradi-

tionellen Landschafts- und Siedlungsbild gehören. Doch der ersten Generation des Tourismus ist es gelungen, Eisenbahnen, Brücken, Bahnhöfe und Kurhotels so in die Landschaft zu fügen, dass wir sie heute als zugehörig zu Innerrhoden, ja als Teil seiner Identität wahrnehmen. Der moderne Tourismus bringt grossmassstäbliche Anlagen mit sich: Umfahrungsstrassen, Seilbahnstationen, Parkplätze, Zweit- und Ferienwohnungen. Sie ins Landschaftsbild zu fügen, verlangt viel Fingerspitzengefühl. Andererseits bietet gerade der Tourismus auch Chancen, für das Landschaftsbild eine Art »er-

haltender Entwicklung« voranzutreiben. Die Touristen kommen ja, weil sie dieses Landschaftsbild schätzen, erleben und näher kennenlernen wollen. So können gerade historische Bauten für sie von besonderem Interesse sein – nicht nur von aussen zum Ansehen, sondern auch von innen zum Nutzen – als Feriendomizil. Nachhaltiger Tourismus bietet die Chance, traditionelle Wohn- und Gasthäuser zu erhalten, die durch den Wandel der Wirtschaftsweise oder die Veränderung der Standards in unserem Alltag sonst nicht mehr nutzbar wären.

Bauten und Infrastruktur des Tourismus brauchen Fingerspitzengefühl



Kurhotel Weissbad – das Typische banal ergänzt wirkt austauschbar und uninteressant.



Dorfplatz Brülisau ist gleich Parkplatz Brülisau.

D1 Hotels Kur- und Berghotels waren um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert etwas ganz Neues im Land. Anfangs waren sie freilich wenige und konnten architektonisch im Rahmen des historisierenden Baustils der damaligen Zeit auch gut Bezüge zur lokalen Baukultur aufnehmen. So liessen sich die alten Hotels zum Beispiel in Jakobsbad, Gontenbad und Weissbad gut in die Architekturlandschaft von Innerrhoden einbetten. Mit unseren heutigen architektonischen Mitteln und im Massstab heutiger Betriebe ist das schwieriger geworden. Im Grundsatz sollten Neubauten bestrebt sein, die Grössenverhältnisse des Bestands zu respektieren, gute Altbauten als Identitätsträger einzubinden und in Materialität und Farbe appenzellische Traditionen nicht nachzuahmen, aber aufzugreifen und weiterzuentwickeln.

D2 Parkplätze Grosse Tourismusmagneten wie Seilbahnen – oder wie zum Beispiel das Dorf Appenzell – locken mitunter grosse Mengen von Touristen an, die am Ziel ihr Auto stehen lassen wollen. Dabei ist die Menge der unterzubringenden Autos nur eines der Probleme – ein zweites liegt darin, dass das erste Problem nur periodisch auftritt: Ein schöner Septembersonntag bringt einen Riesenansturm, an einem regnerischen Dienstag im November ist niemand da. Was bleibt, ist die brachliegende Fläche.

Drei Ansätze:

- Parkplätze sollten die öffentlichen Herzräume eines Ortes, wie den Dorfplatz in Brülisau und den Landsgemeindeplatz im Dorf Appenzell nicht oder nur zu kurzen Spitzenzeiten dominieren dürfen.
- Grosse Parkflächen wirken weniger raumgreifend, wenn sie gegliedert und aufgeteilt sind, z.B. auf mehrere Parkplätze pro Ortschaft, und zudem entsprechend differenziert sind durch Oberflächen, Bäume und Bepflanzungen.
- Hilfreich ist die Unterscheidung in dauerhafte Parkplätze und provisorische. Dementsprechend unterschiedlich ist die sinnvolle Gestaltung: Ausnahmeparkplätze auf Wiesen, Reserveparkplätze auf abseits gelegenen Kiesflächen, häufig erforderliche Parkplätze dauerhaft gestaltet unter Bäumen.



Gegenseitige Ergänzung: »Sanfter« Tourismus und einheimischer Alltag



Der Bahnhof Appenzell: nur ein Verkehrsbau, zugleich aber selbstbewusstes Wahrzeichen im öffentlichen Raum der Bahnhofsstrasse



Das Gasthaus Anker verknüpft den alten Wohnteil mit einem komfortablen Ersatzbau anstelle des Gadens.



Gesteigerter Komfort verbunden mit stetigem Infrastrukturausbau verändert den Charakter der Berggasthöfe.

D3 Verkehrsbauten Bahnhöfe gehören zu den ersten touristischen Infrastrukturen. Sie dienten aber von Anfang auch und vor allem den Menschen vor Ort. Die sind es ja, die die Bahn das ganze Jahr benutzen. So ist ein Bahnhof immer auch ein Ort wirtschaftlichen Austauschs und öffentlichen Lebens. Ein guter Bahnhof versteht sich als wichtiges Gebäude im Ort, mit Aufenthaltsmöglichkeiten im Freien und unter Dach und idealerweise ergänzt durch einen Laden und eine Gaststätte. Ähnlich gilt das für Bushaltestellen, Seilbahnstationen oder auch Tankstellen: Wo der Verkehr läuft, ist auch Kundschaft. Mit der Verbindung der Nutzungen Verkehr / Einkauf kann man grosse und kleine Verkehrsknoten gezielt nutzen, um Zentralität zu schaffen – und bestehende Ortszentren zu beleben.

D4 Gastwirtschaften Appenzell ist berühmt für die Vielzahl seiner Gaststätten. Sie machen einen wesentlichen Reiz für die Touristen aus, dienen aber in der Regel auch den Ortsansässigen: ein Musterbeispiel dafür, wie Tourismus und Alltagsleben sich gegenseitig ergänzen können. Es liegt im öffentlichen Interesse, die Beizenvielfalt zu erhalten.

D5 Berghotellerie Bergrestaurants und Berghotels dienen nicht nur dazu, von der Terrasse aus die schöne Bergwelt zu betrachten, sondern sind auch selber Teil dieser Bergwelt – müssen sich also einfügen. Tun sie das nicht, verlieren sie den Bezug zum Ort und damit einen Teil ihrer Attraktivität. Voraussetzungen zur Einfügung sind ein der Bergwelt angemessener Ausbaugrad und Zurückhaltung in der Wahl der eingesetzten Mittel.

Reine Wohngebiete Vorstädtisch statt ländlich?

Die Industrialisierung brachte nicht nur den Tourismus in die Alpentäler, sondern veränderte auch das Leben der Einheimischen. Vorher hatten die meisten Menschen in der Landwirtschaft oder im Handwerk gearbeitet. Sie verbrachten den Alltag im Umfeld ihres Hofes und erledigten dort all die Arbeiten, die zum Überleben nötig waren. Sie waren Allrounder, auch wenn sie dieses Wort nicht kannten: Alle machten alles, an ihrem Platz – und umgekehrt gab es an jedem Ort alles, was man braucht.

Im Vergleich dazu sind wir heute alle Spezialisten geworden. Wir leben in einer arbeitsteiligen Gesellschaft. Alle machen etwas anderes, und fast alle brauchen dafür spezielle Arbeitsorte, wo sie mit ihren genauso spezia-

lisierten Kollegen an speziellen Dingen oder Themen arbeiten, die mit dem Überlebensalltag der einzelnen nicht mehr direkt zu tun haben. So arbeitet der Grossteil der Menschen im Kanton heute nicht mehr in dem Haus, in dem sie und ihre Familie auch wohnen, oft nicht einmal mehr in der gleichen Ortschaft.

Wird der Arbeitsplatz ausgelagert, entstehen reine Wohngebiete. So unterschiedlich die Häuser in einem Wohngebiet sein mögen: sie bilden ein Quartier, in dem es nur noch eine Nutzung gibt. Das macht sie zu etwas ganz anderem, als es die alten Dörfer und Höfe waren, wo in jedem Haus gewohnt und gearbeitet wurde.

Wohngebiete brauchen Zentrumsnähe: Infrastruktur und öffentliche Verkehrsmittel



Der Traum vom selbstbestimmten Eigenheim verbraucht den Ort seiner Sehnsucht: die Landschaft.

E1 Einfamilienhausquartiere Diese Siedlungsformen wachsen kontinuierlich seit den 1950er Jahren, sowohl am Talboden als auch in Hanglagen. Sie sind Ergebnis der Teilung von Arbeiten und Wohnen und entsprechen dem Bedürfnis nach Privatheit und Selbstbestimmung – nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa. Der Preis dieser monofunktionalen Quartiere ist der Verlust des öffentlichen, gemeinschaftlichen Raumes, oftmals auch der Feinerschliessung im Quartier, sofern sie nicht gesichert werden konnte. Die baukulturelle Eigenheit des Kantons, sich anderen gegenüber offen zu zeigen sucht man in diesen Quartieren vergebens. Finden sich in Material und Typologie keine Anleihen zur Tradition ist wenigstens auf eine Einheitlichkeit im Quartier zu achten.



Mehrfamilienhäuser am Siedlungsrand vermischen Stadt, Dorf und Land zur Agglo, wenn sie nicht an ortstypischen Qualitäten anknüpfen.

E2 Geschosswohnungsbau Mehrfamilienhäuser sind im Dorf seit dem 19. Jahrhundert gebräuchlich und ermöglichen Zugang zu günstigem Wohnraum. Seit den 1960er Jahren wurden indes grosse Wohnblöcke wie die abgebildeten, die zwar in ihrer Farbigkeit Bezug zum Ort nehmen, in Stellung, Massstab und Dachform jedoch an unzählige Siedlungen vorstädtischer Agglomerationen erinnern. Mehrfamilienhäuser würden sich besser ins Ortsbild einfügen, wenn sie die dichte Bauweise der Dorfkerne und deren Haustyp und Raumbildung weiterentwickelten. Sie könnten so auch an die kleinstädtische Qualität der Ortszentren anknüpfen, mehr Nutzungsvielfalt bieten und besser Bezug nehmen auf historische Bauten in der direkten Umgebung – meist Bauernhäuser, die von der wachsenden Agglomeration geschluckt werden.

Wie kann ein solches Wohngebiet dennoch im spezifischen Lebensraum von Appenzell verankert werden? Dazu vier Ansätze:

- Wohngebiete werden nie isoliert entworfen, sondern immer in Beziehung zum jeweiligen historischen Dorfkern entwickelt.
- Wohngebiete bieten nach Möglichkeit eine gewisse Funktionsmischung an – neben Wohnen werden auch nichtstörende Werkstätten und Büros gefördert.
- Der Aussenraum bietet nicht nur die Monokultur von Privatgärten und Erschliessungsstrassen, sondern auch Aufenthalts-, Nutzungs- und Spielmöglichkeiten im öffentlichen Raum.
- Die Form der einzelnen Häuser lässt eine aktive Auseinandersetzung mit Appenzeller Traditionen und Typologien erkennen.



Hier ist manches gut gelungen und dennoch entsteht kein Ensemble, weil der Kontrast im Massstab an der Grenze des Vertretbaren liegt.

E3 Mehrfamilienhäuser als Nachverdichtung Auch bei einzelnen Wohnbauten im Siedlungsraum stellt die Einbettung in den Kontext eine grosse Herausforderung dar. Es reicht nicht, eine Verbindung über das Material herzustellen. Gröszenordnung der Baukörper, Proportionen, Dach- und Fensterformen, Gliederung und Details treten mit dem Umfeld in Dialog und können den Bestand allzu leicht übertönen. Die Sockelzone macht den Übergang zwischen privat und öffentlich und will gut gestaltet sein. Als oberste Prämisse gilt: Was nehmen wir dem Ort und was erhält er dafür im Gegenzug?



Weiterbauen am Dorf heisst Quartiersqualitäten entwickeln



Manche Neubauten inszenieren den Blick in die Landschaft, bleiben selber aber völlig ortsfremd.

E4 Mehrfamilienhäuser am Hang Selbst in kleinen, im Kern malerischen Dörfern wie Haslen hat der Geschosswohnungsbau Einzug gehalten: Zerklüftete, terrassierte Baukörper türmen sich über groben Bruchsteinmauern neben die traditionellen, kompakten Holzhäuser. Die haben nie Balkone oder Stützmauern, bilden aber Gassen- und Platzräume und schmücken sie mit farbigen Fassaden. Mancher Neubau dagegen tut mit untypisch weissen Fassaden, Stahlgeländern und Glasbrüstungen ein Weiteres dazu, dass die Bilder von Alt und Neu nicht in Beziehung treten können. Die Frage nach dem Ausgleich für den Ort und dem Gemeinwohl bleibt unbeantwortet. Auf der Hand liegt dagegen der individuelle Mehrwert: der Blick auf Alpstein, Dorf und Streusiedlung ist Gold wert.



Massstäbliche Baukörper, aber monoton in Form und Farbe, dazu flaches Dach: Wo ist hier Appenzell?

E5 Monotonie der Gleichförmigkeit Neubauprojekte haben eine Tendenz zur Grösse – und damit zu Repetition und Monotonie: das ist wirtschaftlich. Im Dorf Appenzell jenseits der Sitter formieren fast identische Punkthäuser mit leichtem Pultdach ein neues Wohnquartier. Trotz zentraler Lage bietet die Anlage überwiegend Wohnen im Erdgeschoss, nur im Baukörper zur Gaiserstrasse wird eine publikumsorientierte, gastronomische Nutzung angeboten. Die Baukörper sind wenig gegliedert; es gibt keine Hierarchie der Geschosse. Die Farbgebung ist schematisch, und lässt vielleicht allzu offensichtlich den Versuch erkennen, das gleichförmige Wohnquartier als kleinteilig erscheinen zu lassen. Dabei bieten der Massstab der Häuser und ihre schachbrettartige Anordnung eigentlich eine gute Basis: Ein wenig mehr Differenzierung hätte viel gebracht.



Gut gemacht: Gemeinschaftlicher Aussenraum, dazu Farbe, Form und Konstruktion in Anlehnung an die Tradition

E6 Am Dorf weiterbauen In der neu errichteten Wohnanlage an der Blumenrainstrasse wurde Zusammenhalt geschaffen: ein halböffentlicher, atmosphärischer Raum verbindet die einzelnen Häuser und lädt zur Begegnung ein. Auch auf der Hinteren Wühre ist ein Baustein dörflicher Struktur entstanden. Unterschiedlich grosse Volumen reagieren auf das Gelände in Höhe und Anordnung. Die Häuser lassen durch ihre Setzung die Hangwiesen bis zum anschliessenden Quartier durchlaufen, ermöglichen Durchlässigkeit in alle Richtungen und bilden Plätze und Räume der Begegnung. Beide Quartiere liegen in in fussläufiger Distanz zu Zentrum und Schulen und sind autofrei. Auf angrenzenden Strassenzügen und Häuserzeilen wird in Farbigkeit und Materialisierung reagiert.

F

Neuzeitliche Gewerbegebiete Im Grossen kleinteilig bleiben

Baukulturelles Leitbild Appenzell Innerrhoden

Sieben Ortsbildtypen
Sieben Handlungsfelder

Seit der Industrialisierung hat sich die Arbeitswelt rasant geändert – noch mehr als die Welt des Wohnens. Das gilt nicht nur für Industriegebiete im engeren Sinn, die es in Innerrhoden ja nicht gibt, sondern auch für Gewerbegebiete und das Handwerk, sogar für die Landwirtschaft: Die Arbeitsabläufe werden immer effizienter organisiert, längst auch elektronisch, so dass es eine immer noch voranschreitende Tendenz zur Konzentration in immer weniger, in sich aber immer grösseren Betriebe gibt. Was diese Betriebe baulich brauchen, sind einerseits grosse nutzungsneutrale Flächen, die gut erschlossen sein sollen, und andererseits allzeit nutzbare, also hermetisch geschützte und klimatisierte Büroräume, in denen die Herstellungsprozesse verwaltet werden. Es ent-

stehen also zwei Gebäudetypen: Bürohäuser und Hallen, umgeben von Parkplätzen. Mit der alten Appenzeller Bau- und Arbeitsweise hat das nichts zu tun. Von ihrer Struktur her sind die Bauten also Fremdkörper im traditionellen Orts- und Landschaftsbild.

Was tun?

Eine einfache Möglichkeit besteht im Normalfall darin, Gewerbegebiete zu verstecken: Anordnen am Ortsrand und verbergen hinter Bäumen.

In Innerrhoden ist das allerdings schwer möglich, weil das Ortsbild ja auch von den umliegenden Bergen oder vom gegenüberliegenden Hang aus wahrgenommen wird, also in der Aufsicht wirkt. Deswegen sind die Farbgebung

und das Dach von besonderer Bedeutung: Keine flachen Kiesklebedächer, sondern strukturierte Dächer aus geneigten Flächen und traditionellen Materialien.

Ausserdem liegen Gewerbebetriebe notwendigerweise da, wo sie für Lastwagen gut erreichbar sind – also am talseitigen Ortseingang. So sind fast alle Ortseinfahrten im Kanton, von Haslen bis Schwende und von Gonten über Meistersrüte bis Oberegg, von Gewerbebauten geprägt. Deshalb sind auch die Fassaden von Bedeutung, die diese Bauten dem öffentlichen Raum zuwenden – in ihrer Gliederung und Farbwahl.

Industrie und Gewerbe: Hoffnung auf Fortschritt und Bedrohung der Identität



Pionierbauten der Industrie an der Sitter



Das moderne Gewerbegebiet im Dorf Appenzell ist zugleich der Ankunftsart: die Visitenkarte des Kantonshauptortes.



Blick vom Landsgemeindeplatz zum Dorfeingang. Was fehlt? Ein gegliedertes Dach der Halle, dunkle Fassaden und ein paar Bäume davor.

F1 Frühe Industrien Industrie- und Gewerbebauten stellten von Anfang an eine im Kanton völlig neue Bauaufgabe dar. Dementsprechend neuartig sahen auch die ersten Industriebauten aus: Sie orientierten sich keineswegs an den lokalen Bautraditionen, sondern am damals modernen, neoklassizistischen oder historistischen Stil. Weil die Bauten aber keine ortsfremden Materialien verwendeten und nur wenige waren und nicht viel grösser gebaut als grosse Innerrhoder Höfe, bedeutete diese Fremdheit der Architektur keine Infragestellung der lokalen Identität, sondern eine Bereicherung.

F2 Gewerbegebiete und Landschaftsraum Heute handelt es sich nicht mehr um kleine wassergetriebene Fabriken an Bächen, sondern um fussballfeldgrosse Hallen, die im Volumen ihres umbauten Raums ganze Dorfkerne schlucken könnten. Sie widersprechen nicht wie die alten Industriebauten nur stilistisch, sondern in fast jeder Hinsicht den lokalen Traditionen. Sie treten auch nicht mehr einzeln, sondern in grossen Gruppen auf und verändern massiv das Landschaftsbild und das Bild der Ortsränder fast aller Dörfer. Die wohl grösste Gruppe dieser Bauten bildet heute den Ortsrand des Dorfs Appenzell an der wichtigsten Ortseinfahrt. Es prägt damit das Bild, mit dem Appenzell die Reisenden willkommen heisst.

F3 Gewerbegebiete und Ortsgewebe Gewerbebauten wirken nicht nur hinaus in die Landschaft, sondern auch nach innen in den Ort hinein. Hier wird die bauliche Gestaltung besonders wichtig: Je mehr sie die Einheit der grossen Hallen betont, desto konfliktreicher stehen sich die unterschiedlichen Massstäbe gegenüber. Hier können gezielt konstruktive und gestalterische Mittel eingesetzt werden, um die Bauten zu gliedern und an den Massstab des Ortskerns anzupassen. Diese Mittel sollten aus der Konzeption und Konstruktion der Bauten hergeleitet werden und nicht als Verkleidung im Sinne einer Scheinarchitektur eingesetzt werden. Dadurch können oberflächliche Imitation dörflicher Bauten und kitschige Anbiederung vermieden werden.

Ungegliederte Grossbauten und
grelle Farben – auch weiss! –
sprengen den Zusammenhalt des Ortsbildes.



Einfügung in den Kontext: Vor allem eine Frage der Massstäblichkeit



Gegliederte Gewerbebauten in Adliswil ZH



Gute Details und heimisches Material – dennoch bildet der Neubau mit seiner Umgebung keine Ganzheit.



Historisierend sich einfügende Wohnbauten, ungestaltetes Gewerbe: Hier fehlt der Dialog.

F4 Das Dach als fünfte Fassade Die wichtigste Möglichkeit, einen grossen, hallenartigen Bau zu gliedern, liegt in der Dachkonstruktion. Interessanterweise ist es kein Gewerbebau, sondern das Kunstmuseum Appenzell, das hier eine beispielhafte Synthese schafft: Einerseits greift es mit dem Sheddach eine Dachform auf, die als typisch für Industriebauten gilt, andererseits schafft es ohne jede Anbiederung eine massstäbliche Beziehung zu den gereihten Giebeln der Bauten im Dorf. Geneigte Dächer erleichtern es, einen Baukörper zu strukturieren und zu gliedern. Ein geneigtes Dach fügt sich im Grundsatz auch besser ins traditionelle Orts- und Landschaftsbild ein, in dem Flachdächer ja nicht vorkommen – oder höchstens für Klein- und Anbauten verwendet werden.

F5 Massstab, Fassaden, Farben, Materialien Auch die Fassade kann Mittel zum Zweck sein, einen Neubau in den Kontext zu fügen. Im ersten Schritt wird es um die »Körnung« des Gebäudes gehen, seine Gliederung in Einheiten. Je eher die Korngrösse der traditionellen Bebauung entspricht, desto leichter fällt die Einbettung. Und je mehr die Gliederung einen aus Konstruktion oder Nutzung abgeleiteten Sinn hat, desto stimmiger wirkt sie. Im zweiten Schritt können Material und Farbe die Eingliederung unterstützen. Helle und grelle Fassadenfarben an grossen Hallen wirken bis weit in den Landschaftsraum hinaus und stören die Einheit des Ortsbildes. Also brauchen wir dunkle und zurückhaltende Farben.

F6 Bäume ... sind der letzte optische Rettungsanker für Manches, was die Planung nicht retten kann: Sie breiten ihren grün wachsenden Schleier lindernd und vermittelnd über all die Unvereinbarkeiten im Ortsbild, die wir generieren. Wo immer es uns also nicht gelingt, Gewerbegebiete ins Ortsbild massstäblich einzubinden, können wir sie immer noch hinter Baumgruppen kaschieren. Die Baumpflanzungen können sich in der Anordnung an landschaftliche Elemente anlehnen, die in der Kulturlandschaft Innerrhodens vorkommen: schmale Waldstreifen entlang von Bächen, Baumgruppen an Geländekanten oder die Gruppen von Wetterbäumen und Holzerbüschen um die Höfe in der Streusiedlung.

Neue Handelszentren dürfen nicht das Leben aus dem Ortskern absaugen, sondern müssen ihn ergänzen und stärken. Sie bilden öffentliche Räume, sind mit dem Ortskern direkt verbunden und fügen sich in den Kontext ein.

Die Massstabsveränderungen machen auch vor dem Einzelhandel nicht halt: Das Einkaufszentrum an der Kantonsstrasse ersetzt den Einzelhandelsladen im Dorf. Weil an der Kantonsstrasse auch das Gewerbegebiet liegt, und dort ja auch die erforderlichen grossen Bauten zulässig sind, werden Einkaufszentren, Ladenzentren und Grossverteiler häufig in Gewerbegebieten gebaut. So wird das Gewerbegebiet unversehens zum neuen Dorfzentrum, während das alte Zentrum Kunden und Bedeutung verliert.

Diesem Trend kann man sich wohl nur entgegenstellen, wenn man die neuen Einkaufsmöglichkeiten an den Ortskern heranholt: Dann kann es sogar eine wirtschaftlich durchaus fruchtbare Koexistenz zwischen neuen Zentren und kleinen Läden geben: Die grossen Läden dienen als Magnet, die kleinen Läden bringen

Vielfalt und Einkaufserlebnis – und beide profitieren voneinander.

In Nachbarschaft zum Ortskern können neue Einkaufsgebiete auch gefasste und belebte öffentliche Räume bilden, die den Menschen Aufenthaltsqualität bieten und die neuen Gebiete mit dem Dorfkern verbinden.

Situationen dieser Art finden sich etwa bei den Kreisel zwischen Zielstrasse, Umfahrungsstrasse und Unterem Ziel in Appenzell und im Ortskern von Oberegg. In beiden Fällen finden sich weiterverfolgenswerte Ansätze zur Bildung von öffentlichem Raum, beide zeigen aber auch, wie schwer es ist, neue bauliche Muster so zum Dorfkern in Beziehung zu setzen, dass daraus eine zusammenklingende Ganzheit entsteht, die den Menschen Aufenthaltsqualität bietet und den Charakter des Ortes weiterführt.

Öffentlicher Raum verbindet alt und neu



Historisches Zentrum im Dorf Appenzell: Die Läden öffnen sich zum öffentlichen Raum.



Zielstrasse im Dorf Appenzell: Der Bezug zum Laden ist durch Reklameschilder verstellt.



Das Ladenzentrum Oberegg belebt den Strassenraum, verfehlt aber den Massstab des Dorfs.

G1 Alltagshandel einst und jetzt

Der Kern der Dorfs Appenzell, aber auch die Ortskerne von Oberegg, Gonten und den anderen Dörfern sind mit ihrer kleinteiligen Nutzungsmischung und vielfältigen Bebauung Ankerpunkte des öffentlichen Lebens in ihrem Umland. Neue kommerzielle Nutzungen können sie ergänzen, sollten sie aber weder baulich erdrücken noch das kommerzielle Leben aus den Zentren abziehen.

G2 Öffentlicher Raum als Verbindung

Neue kommerzielle Nutzungen liegen deshalb ideal an Strassen, die mit Autos, aber auch zu Fuss vom Zentrum her angenehm erreichbar sind. So kann Synergie entstehen: Mit dem Auto ins Einkaufszentrum, danach einen Espresso im Café am Platz, anschliessend noch einen Bummel durchs Zentrum. So macht der Bau an der Zielstrasse im Dorf Appenzell vieles richtig: Er liegt an einer der wichtigsten Wege aus dem Ortskern und an der Einfahrt von der Umfahrungsstrasse, wendet sich zum öffentlichen Raum und veredelt ihn mit Bäumen. Das Gebäude würde indes einladender wirken, wenn der Blick auf Eingang und Fenster des Erdgeschosses viele. Dazu müssten die Fahrradständer anders angeordnet und die Reklamschilder verkleinert werden.

G3 Geschäftige Strassenrandbebauung

Ein sinnvolles Ziel kann es sein, ein Ladenzentrum gar nicht als Einzelbaukörper in Erscheinung treten zu lassen, sondern in eine Strassenrandbebauung zu integrieren. Das ist zum Beispiel in Oberegg gelungen: Gut so! Dann verschiebt sich die Frage der Gestaltung vom niedrigen Ladenbaukörper hin zu den höheren Bauten – und zu deren Einfügung in den Kontext. Hier scheint sich das Zentrum Oberegg an städtische Vorfahren des 19. Jahrhunderts anzulehnen – es verdoppelt den Massstab der bislang zweigeschossigen Baumeisterhäuser im Dorfzentrum. Ein oder zwei Geschosse weniger und im Detail reicher gegliederte Fassaden würden solche Bauten besser in den Kontext fügen.



Neue Einkaufsgebiete bieten die Chance, den Dorfkern durch einen grosszügigen öffentlichen Strassen- oder Platzraum zu ergänzen. Soll das gelingen, müssen öffentliche und private Planung besser koordiniert werden.

Beispiel Zielstrasse im Dorf Appenzell



Das Vorfeld von Läden muss für Fussgänger einladend sein.



Die aufwändige Kreiselgestaltung blockiert die Blickbeziehung zum Dorf.



Der Kreisel freigeräumt und schlicht, der Blick offen, das Trottoir unter Bäumen (Fotomontage)

G4 Aufenthaltsqualität Die Läden in neuen Handelsgebieten dienen nicht nur autofahrenden Kunden, sondern vor allem auch dem Dorf selbst. Das funktioniert dann gut, wenn die Läden zu Fuss vom Trottoir aus mindestens so gut erreichbar sind wie vom Parkplatz – und wenn der Strassenraum der Kundschaft Aufenthaltsqualität bietet, so dass die Menschen gerne kommen, verweilen und auch von einem Laden zum anderen schlendern können. Dazu braucht es nicht so sehr liebevolle Rabatten als vielmehr einladende Grosszügigkeit der Fussgängerflächen.

Vorschlag für die abgebildete Situation: Abgesenkte Erdgeschosse vermeiden, Übergänge zwischen Strassenraum und Haus durch Freiraumplanung gestalten und modellieren.

G5 Gestaltung des Strassenraums Kreisel sind ideal, um den Autoverkehr flüssig und zugleich langsam zu halten. Sie führen aber auch dazu, dass der gesamte Umraum des Kreisels vom Auto besetzt wird. Fussgänger werden zu Umwegen gezwungen. Kreiselanlagen beschädigen deshalb meist die Interaktion und Aufenthaltsqualität im öffentlichen Raum. Sind Kreisel im Ortsinneren unvermeidbar, sollten sie aus Sicht des Langsamverkehrs und der Aufenthaltsqualität möglichst klein sein und keine Sichtbehinderung darstellen. Der Boden sollte nicht erhöht werden, sondern eben bleiben. Die Signalwirkung für Autofahrer kann durch andere Mittel erreicht werden – Bäume zum Beispiel lassen den Blick auf Fussgängererebene offen, sperren aber die Kreiselfläche für Autos.

G6 Wegbeziehung zum Dorfkern Die Interaktion zwischen einem neuen Ladenzentrum an der Umfahrungsstrasse und dem alten Dorfkern wird durch eine attraktive Verbindungsstrasse erleichtert. Sie bietet Aufenthaltsqualität für Fussgänger und Sicherheit für Velofahrer und weist auch fremden Ankömmlingen einen einladenden Weg ins Zentrum. Gefasste Strassenräume und publikumsorientierte Erdgeschossnutzungen tragen dazu bei. In bestehenden Gewerbegebieten ist das allerdings auch mittelfristig nicht erreichbar – hier kann die Raumbildung durch Bäume unterstützt werden, sei es auf öffentlichem, sei es koordiniert auf privatem Grund.

Zwölf Grundsätze zur Baukultur in Innerrhoden

Dieser zweite Teil des Leitbildes stellt Grundkonzepte vor, die für ganz Appenzell Innerrhoden gelten können. Alle diese Punkte verfolgen die Absicht, die Identität der Kulturlandschaft und ihrer Siedlungen zu erhalten und zu entwickeln, das Ortstypische herauszuarbeiten und den öffentlichen oder gemeinschaftlichen Raum einladend und lebendig zu gestalten und die Lebensqualität im Kanton zu fördern.

Manche von ihnen beziehen sich auf die städtebauliche Entwicklung der Dörfer, andere nur auf die privaten Häuser und Freiflächen, viele aber sind auf verschiedenen Massstabsebenen anwendbar, von Behörden wie von einzelnen Bauherren.

Grundsätzlich sollte jedes Haus einen Teil dazu beitragen, das Ortsbild und die Lebensqualität im Kanton zu verbessern. Letztlich beginnt die Verantwortung für das Aussehen des Kantons bei jedem Einzelnen:

Wie knüpfe ich an lokale Traditionen an, was trage ich bei zum öffentlichen Leben, wie und wo kaufe ich ein?

1**Kulturlandschaft
weit und durchlässig
erhalten**

Der weite, gleichförmig besiedelte Landschaftsraum ist charakteristisch für die Identität von Appenzell Innerrhoden. Bauliche Entwicklungen im Einklang mit der Landschaft machen die Streusiedlung und das Landschaftsbild erst zukunftsfähig.

2**Ortschaft und
Landschaft verweben**

Um den Landschaftsraum zu schützen und das Aussenbild der Ortschaften zu prägen, wird der Ortsrand von der Landschaft her gedacht und gestaltet.

3**Landschaftsräume
im Dorf sichern**

Die Nähe zur Landschaft prägt das Leben im Kanton. Im Dorf finden sich fingerartige Landschaftsräume bis in zentrale Lagen. Durch den teilweisen Erhalt und die Aufwertung dieser Grünzüge bleibt auch bei Nachverdichtung die Landschaft für alle erreichbar und erlebbar.

4**Wege sinnfällig
führen**

Strassen und Wege spannen das Netz der Identifikationspunkte auf und geben daher Orientierung im Ort – vom Zentrum bis zur Wohnungstür. Sinnfällige Verbindungen erfüllen vorrangig die Bedürfnisse des Langsamverkehrs und stärken die Identität eines Ortes.

5**Der öffentliche Raum
ist das Wohnzimmer
der Gesellschaft**

Eine funktionierende Gemeinde pflegt den Raum für Begegnung und Kommunikation. Öffentlicher Raum mit Aufenthaltsqualität heisst die Menschen willkommen, trägt zur Identität bei und bietet ein Gefühl von Sicherheit und Orientierung.

6**Privaten und
öffentlichen Raum in
Beziehung setzen**

Die Häuser fassen den öffentlichen und gemeinschaftlichen Aussenraum der Dörfer. Schnittstellen zwischen dem Privaten und dem Gemeinsamen sind ihre Vorzonen. Deren Gestaltung dient dem Gemeinwohl und der Kommunikation, ist verbindend und fördert die Interaktion zwischen den Menschen.

7

Bauen am Hang – das Haus dem Ort einschreiben

Die historischen Häuser zum Vorbild nehmen – will ein Haus am Hang sitzen, respektiert es dessen Verlauf. Haus und Erschliessung reagieren auf die Eigenheiten des Geländes und modellieren es so wenig wie möglich.

8

Historischen Bestand erhalten

Die historische Substanz prägt das typische Bild der Streusiedlung und der Dörfer. Sie ist das Echte – und deshalb unersetzlich. In jedem Einzelfall wird abgewogen, wie sie erhalten und in Wert gesetzt werden kann.

9

Das Haus als „Pixel“ im Ortsbild: Weiterbauen am Ganzen

Das Haus ist das Pixel im Orts-Bild: Es trägt bei zur Buntheit des Bildes und fügt sich dennoch zu einem lesbaren Ganzen. Gute Architektur schafft Individualität und dennoch Beziehung zur Nachbarschaft, sie schafft Vielfalt und gleichzeitig Zusammenhang.

10

Verdichtet Bauen – um das Ortsbild zu schützen

Verdichtung ist eine Notwendigkeit – vor allem in gut erschlossenen Lagen in der Nähe der Ortskerne. Wie man Dichte mit Qualität schaffen kann, zeigen die Dorfkerne und insbesondere der Kern des Dorfes Appenzell.

11

Das Ortsbild als Ganzheit verstehen – Bruchstellen heilen

In den Dörfern droht das ganzheitliche Ortsbild zu zerfallen – in hingewürfelte Einzelbauten und entlang der Zonengrenzen in schroff abgegrenzte Quartiere. Massstabssprünge im Ortsbild zu heilen und Zusammenhang zu schaffen, ist eine anspruchsvolle und wichtige Aufgabe.

12

Identifikationspunkte zum Tragen bringen

Ein Ort, der Halt und Heimat gibt, braucht Unverwechselbarkeit und Charakter. Das geht am besten, wenn man ihn in Beziehung setzt zu dem, was schon da ist: zur Landschaft, zur Baukultur, zu den Menschen. Das kann im Grossen und im Kleinen geschehen – im Landschaftsbild, im Ortsbild und auf dem eigenen Grundstück.

Kulturlandschaft weit und durchlässig erhalten

Der weite, gleichförmig besiedelte Landschaftsraum ist charakteristisch für die Identität von Appenzell Innerrhoden. Bauliche Entwicklungen im Einklang mit der Landschaft machen die Streusiedlung und das Landschaftsbild erst zukunftsfähig.

Die ersten Gedanken an den Kanton Appenzell Innerrhoden sind stets geprägt von landschaftlichen Bildern. Bedeutende Naturelemente wie Altmann, Säntis oder Hoher Kasten bilden hier den Hintergrund. Im Vordergrund öffnet sich ein weiter Landschaftsraum. Hier findet sich jedoch keine Leere – offene Flächen sind landwirtschaftlich genutzt, Wirtschafts- und Wohnbauten sind in der Landschaft verstreut. Dieses landschaftliche Bild der »Streusiedlung« ist prägend für die gesamte Region.

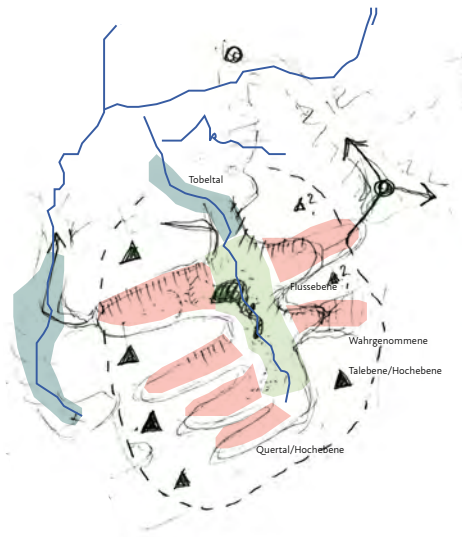
Im Zuge der fortschreitenden Zersiedelung droht dieses Bild zu kippen. Neue, grössere und nutzungsfremde Bauten beginnen den Landschaftsraum zu dominieren, eine landwirtschaftliche Nutzung der Flächen im herkömmlichen Sinn ist oft nicht mehr gegeben.

Die spezifische Landschaft ist jedoch kulturelle und wirtschaftliche Basis der Appenzel-

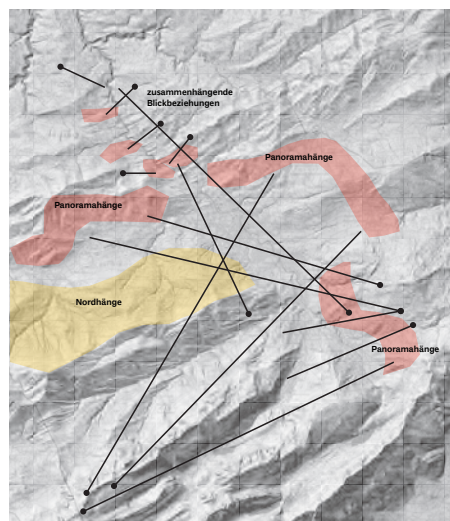
ler, denn sie ist das Aushängeschild des Kantons und Magnet für Gäste aus aller Welt. Ihr Wert ist untrennbar mit dem touristischen Bild des Kantons verbunden und bleibt folglich auch in Zukunft eine wichtige Einnahmequelle.

Diese Landschaft basiert auf einer fein abgestimmten, scheinbar natürlichen Balance zwischen Bauten und Landschaftsraum. Gleichzeitig soll sich Appenzell Innerrhoden als wirtschaftlich prosperierender und wachsender Kanton auch baulich weiterentwickeln können.

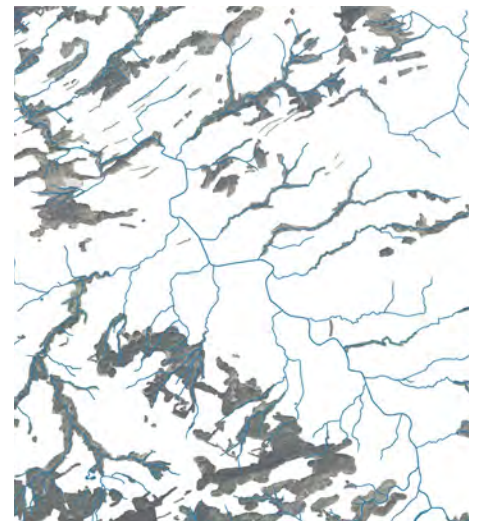
Die für diese Balance grundlegenden Faktoren gilt es zu finden und im Rahmen zukünftiger Entwicklungen zu sichern. Hierfür bedarf es eines Blicks über die eigene Parzelle hinaus, sie wird zum Puzzlestück innerhalb eines Gesamtbildes.



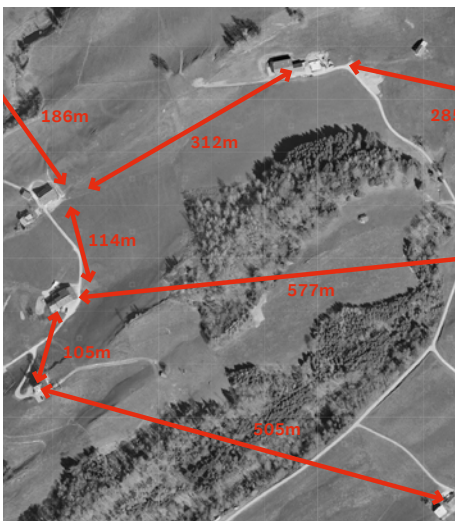
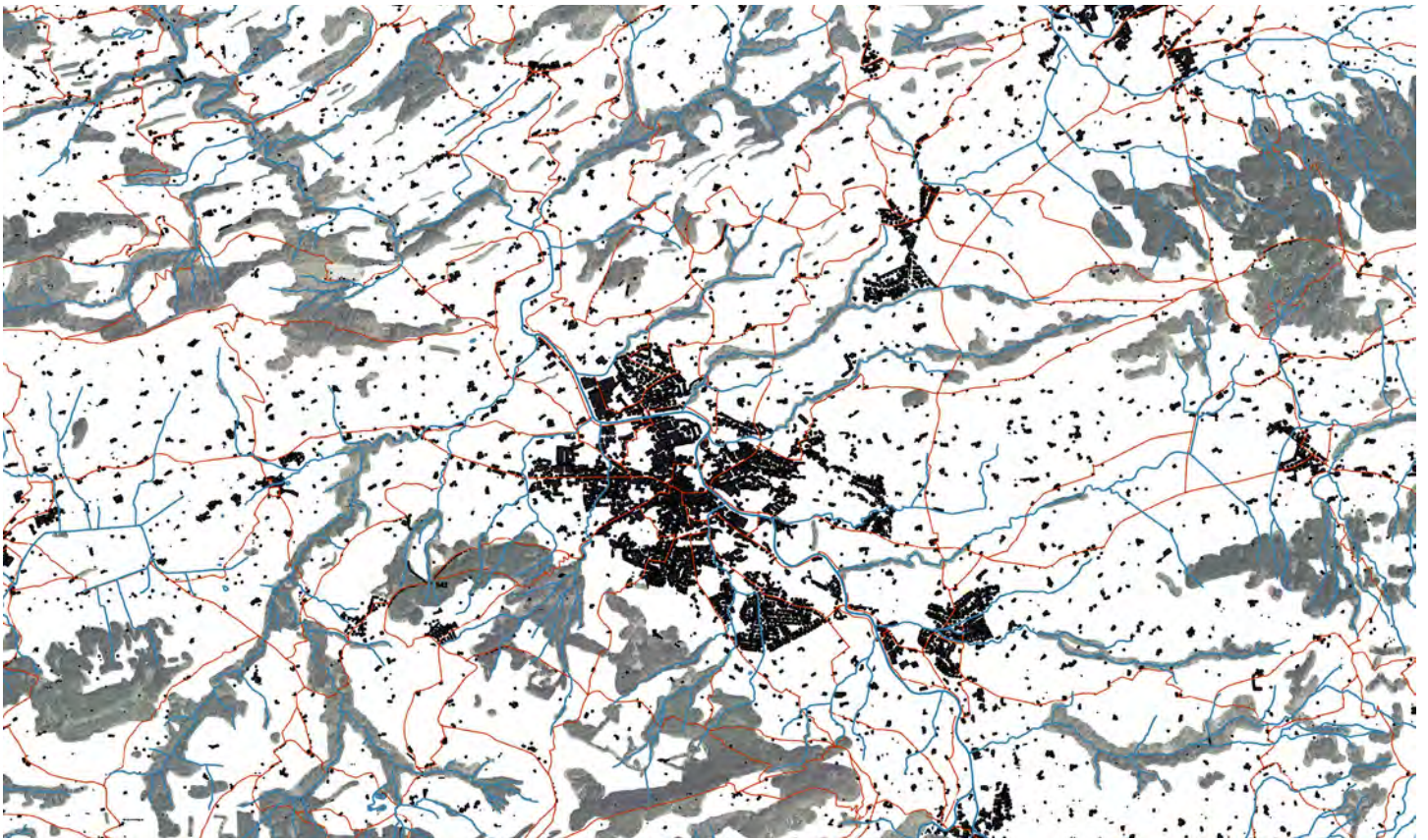
1a Vielfalt der Täler stärken Auf sehr engem Raum ergeben sich durch die lebendige Topographie sehr unterschiedliche landschaftliche Situationen. In das offene, weite Flusstal längs der Sitter münden leicht bewaldete Quertäler, gegen Norden schliesst ein kleinräumiger, tobeltartiger Talraum. Bei der Platzierung von neuen Nutzungen (bauliche Nutzungen und Freiraumnutzungen) soll der landschaftliche Charakter der jeweiligen Täler berücksichtigt und gestärkt werden.



1b Sichtbezüge stärken Die Wahrnehmung des Hintergrundes ist für die Orientierung und den Erhalt der Weite grundlegend. Den landschaftlichen und baulichen Identitätsträgern (z.B. Hoher Kasten, Kirchturm St. Verena /Gonten) fällt hierbei eine besondere Bedeutung zu. In der Platzierung von Bauten, inkl. Infrastrukturbauten, soll die Sichtbarkeit dieser Elemente nicht eingeschränkt werden. Bei der Planung von Strassen- und Wegeverbindungen sind Sichtbeziehungen zum Hintergrund zu wahren.



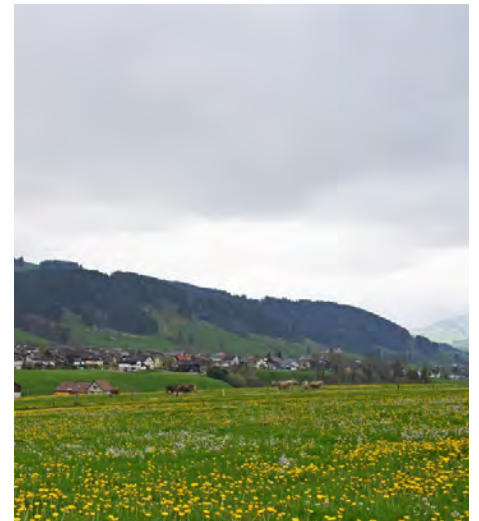
1c Wasserläufe als Erholungsräume aktivieren Der Landschaftsraum ist durchsetzt von einer Vielzahl von Bach- und Flussläufen. Oft sind diese durch dichte Vegetation versteckt und nicht erlebbar. Besonders im Kontext des Flusstals der Sitter bilden die Wasserläufe ein grosses Potential für die punktuelle Entwicklung von Aufenthalts- und Erholungsräumen sowie die Durchwegung des Landschaftsraums längs der Gewässer.



1d Distanz wahren – Verdichtung der Weite verhindern Die Körnung der Landschaft, geformt durch das Netzwerk der historisch gewachsenen Gehöfte, kommt in Bedrängnis. Die Viehhaltung verlangt heute nach immer grösseren Stallbauten. So zieht sich die ursprünglich luftige Maschenweite zusammen, die ehemalige, unsichtbare Distanzregel der Kulturlandschaft droht zu kippen, das von Einheimischen und Touristen als typisch wahrgenommene Landschaftsbild gerät ins Wanken.



1e Durchlässigkeit für den Langsamverkehr stärken Die landwirtschaftlichen Nutzflächen sind bereits heute durchzogen von einem Netz informeller Wanderwege – dies fördert die Erlebbarkeit des Landschaftsraumes. Dieses System gilt es zu stärken und zu sichern. Wo Abgrenzungen erforderlich sind, sollen die Wege mit einheimischen Pflanzungen oder einfachen Holzzäunen, die sich gut in die Landschaft einfügen, eingefasst werden. Die Verbindungen zwischen den Siedlungen verlaufen heute oft mit dem Strassenverlauf ohne besondere Markierung. Um diese Verbindungen zu stärken, sind diese als eigene Velorouten anzulegen oder in den Strassenraum zu integrieren.



1f Landwirtschaftliche Nutzung fördern Die Offenheit des heutigen Landschaftsraums basiert auf einer landwirtschaftlichen Nutzung der Wiesen- und Weidenflächen. In einem möglichen Wandel der Nutzungen ist die Offenheit der Flächen zu wahren, gleichzeitig eine Kontinuität der landwirtschaftlichen Nutzung zu fördern. Die Integration von grösseren Erholungsnutzungen (z.Bsp. Golfplatz/Campingplatz) ist auf die Talräume zur Sitter und im Quertal um Gonten zu beschränken.

Ortschaft und Landschaft verweben

Um den Landschaftsraum zu schützen und das Aussenbild der Ortschaften zu prägen, wird der Ortsrand von der Landschaft her gedacht und gestaltet.

Die Nähe zur Landschaft prägt das Leben in den Dörfern des Kantons. Deshalb ist die Beziehung zwischen Dorf und Landschaft wichtig – und damit der Ortsrand, an dem die beiden sich treffen. Der Ortsrand ist somit von zwei Seiten zu betrachten: Von der Siedlung hinaus und vom Landschaftsraum auf das Dorf.

Von innen, vom Ort her gesehen ist er das Tor zur Landschaft – und es wäre schön, wenn er keine Rückseite bildet mit Zaun und Hecke, sondern Aufenthalts- und Nutzungsmöglichkeiten zwischen Privatgarten und Landwirtschaftsfläche bietet. Der Ortsrand sollte deshalb als gestaltbare und nutzbare Übergangsfläche gesehen werden, welche die Verbindung zur Landschaft erst ermöglicht.

Von aussen her, von der Landschaft her gesehen, prägt der Dorfrand den Eindruck des Ortes aus der Ferne. Der Ortsrand soll zwischen der Ortschaft und der Landschaft vermitteln, die Ortschaft in die Landschaft betten und ein Ortsbild schaffen, das sich mit dem traditionellen Wiesenland der Streusiedlung verträgt. Das ist einerseits eine Frage der Gebäudegestaltung am Ortsrand und zugleich auch ein Thema der Gestaltung des Freiraums. Baukörper und Freiraum am Ortsrand sind deshalb mit Blick auf das Ganze des Ortsbildes zu gestalten.

Heute grenzt der Siedlungskörper oft unvermittelt an den Landschaftsraum. Mancherorts sind die Dorfränder ausgezackt und unklar

gefasst; die Bauten fressen sich oft fast ohne Puffer ins Umland vor. Andernorts bilden Neubaugebiete eine allzu harte Kante, an der Zäune oder gar dichte Heckenpflanzungen der Privatgärten eine schnurgrade Grenze formen, die dem typischen Bild der offenen Streusiedlung diametral entgegenlaufen: In der Streusiedlung und den traditionellen Dörfern werden die Häuser durch Wetterbaum und Holderbüsche versöhnlich in die Landschaft gebettet. Diese tradierte Haltung eignet sich auch als Grundlage für eine zukunftsfähige Regel zur Gestaltung des Ortsrandes.



Der Siedlungsrand als unklare Grenze: Siedlungsraum und Landschaft in Beziehung setzen. Vorbild können Wetterbaum, Buschwerk und Pflanzblätz sein – die Gestaltungsmittel, mit denen die traditionellen Höfe der Streusiedlung sich in die Landschaft betten.



Traditionelle Bauten gestalten ihr Umfeld als Filter zur Landschaft: wenige Bäume, vielfältig, kleinteilig und offen

2a Klare, aber keine harten Ortsränder

Klare Ortsränder tragen dazu bei, den Eindruck von Zersiedelung zu verhindern und schützen in diesem Sinne die Landschaft. Mit Klarheit allein ist es aber nicht getan: Ein guter Ortsrand liegt nicht als Fremdkörper im Landschaftsbild, sondern schmiegt sich in die Topographie und schafft mit der Gestaltung von Gebäuden, Kleinbauten und Bepflanzung einen Übergang zur Landschaft. Dabei kommt es auf Gliederung, Dachformen und Farben der Bebauung ebenso an wie auf die Anordnung der Bepflanzung und die Auswahl ihrer Arten. Nadelbäume wie etwa Eibe und Tanne oder die Parzellengrenze vollständig abschliessende Hecken gibt es im traditionellen Dorfbild nicht.

2b Freiraumstrukturen am Ortsrand

In Streusiedlung und traditionellen Dörfern werden die Häuser mit Wetterbaum, Holderstrauch und Bauerngarten (vgl. Thema A) umgeben und so ins Umland gebettet: Weder stehen sie nackt und bloss im Wiesland, noch igeln sie sich in heckenumzäunte Privatwelten ein. Die tradierte Haltung, einheimische Laubbäume und Gartenpflanzen einzeln oder in lockeren Gruppen ohne Einfriedung vor die Bauten zu staffeln, kann auch für künftige Ortsränder wegleitend sein. Bei besonders ortsfremden Überbauungen bleibt allerdings als letzter Ausweg noch, sie zuzupflanzen und hinter einem Waldstreifen zu verstecken.

2c Bauten am Ortsrand – nachverdichten?

Die Ortsränder zeigen heute teils ein organisch gewachsenes Bild, teils aber auch wild gestreute Einzelbauten, andererseits monotone Reihungen gleicher Häuser. Wünschenswert für die Zukunft ist, für wichtige Ortsränder jeweils ein Gestaltungskonzept zu Bebauung und Freiraum zu entwickeln. In einem ersten Schritt wäre zu untersuchen, wo der Ortsrand nachverdichtet werden soll – die Lage in Nachbarschaft zur Natur ist ja besonders attraktiv. In einem zweiten Schritt ist dann je zu erarbeiten, wie dies geschehen soll.



Der Siedlungsrand als harte Schnittlinie:
private, sich abgrenzende Gärten treffen
unvermittelt auf offene Kulturlandschaft –
eine zu abrupte Grenze.



Neubauten einer gewissen Grösse wirken aufs
gesamte Orts- und Landschaftsbild. Satteldach
und gedeckte Farben fügen sie in den Kontext.

2d Das Dorf als Gesamtbild lesen

Von den Hängen aus nimmt man nicht nur den Ortsrand wahr, sondern überblickt das ganze Dorf. So wirken auch Bauten im Mittel- und Hintergrund in die Landschaft hinein und prägen die Aussenansicht des Dorfs. Grössere Neubauten und besonders Gebäudegruppen oder Arealüberbauungen sollten deswegen auf ihre Auswirkungen auf das Aussenbild des Dorfs geprüft werden und entsprechend gestaltet werden. Wichtig sind insbesondere Grössenverhältnisse, Gliederung, Dachform und Farbgebung der Bauten.



Lärmschutzwände verbessern das Ortsbild
nicht.

2e Die Ortseinfahrt prägt das Ortsbild

An Ortseinfahrten ist das Siedlungsgewebe mancherorts auf der einen Strassenseite ins Land hinaus gewachsen, auf der anderen aber nicht. Die Strasse wird an diesen Stellen zum Ortsrand. Ähnliche Ortsränder ergeben sich an Umfahrungsstrassen. Die Bebauung an diesen Strassen prägt das Ortsbild nach aussen, so dass ihr besonderer Stellenwert zukommt. Gerade bei Umfahrungsstrassen haben die Häuser meist keinerlei Beziehung zur Strasse und werden nicht einmal von dort erschlossen. In der Konsequenz schotten sie sich mit Lärmschutzwänden ab. Das ergibt einen sehr problemati-

schen Ortsrand, der für die Besucher und im Alltag der Bewohner das Ortsbild prägt. Kurzfristig sollten Lärmschutzwände mit Kletterpflanzen eingegrünt werden oder durch buschbestandene Wälle ersetzt werden. Langfristig wäre es wünschenswert, den Baubestand an die Lärmsituation anzupassen, so dass die Eingänge der Häuser sich der Strasse zuwenden, die Aufenthaltsräume sich dagegen von ihr wegwenden. Das bedingt freilich meist den Ersatz des Baubestandes durch Neubauten mit Lärmschutzgrundrissen, ist also eine sehr langfristige Option.

Landschaftsräume im Dorf sichern

Die Nähe zur Landschaft prägt das Leben im Kanton. Im Dorf finden sich fingerartige Landschaftsräume bis in zentrale Lagen. Durch den teilweisen Erhalt und die Aufwertung dieser Grünzüge bleibt auch bei Nachverdichtung die Landschaft für alle erreichbar und erlebbar.

Der lebendige Landschaftsraum mit Topographie und Wasserläufen, sowie die Wegebeziehungen zwischen den einzelnen Ortschaften, haben in Appenzell Innerrhoden zu speziellen Siedlungsformen oder Siedlungsfiguren geführt. Die Siedlungen liegen nicht »autark« in der Landschaft, ihre Formen und Ränder sind vielmehr zerklüftet: Seit der Ausdehnung des 20. Jahrhunderts erstrecken sie sich mancherorts weit den Hang hinauf, sind teils tief eingeschnitten von fingerartigen Landschaftsräumen. So entstehen Siedlungsräume, die geprägt sind von der Nähe zum Landschaftsraum. Die »Grünen Finger« garantieren das Verweben von Ort, Streusiedlung und Landschaft und sind ein massgebliches Qualitätsmerkmal im Siedlungsraum.

Die heute tief in den Siedlungskörper eingreifenden Landschaftsfinger bilden einen vom Zentrum sowie von den Wohn- und Gewerbegebieten fussläufig direkt erreichbaren Naherholungsraum. Durch die stetige Ausweitung des Siedlungskörpers droht diese Nähe zur Landschaft jedoch verloren zu gehen. Die fingerartigen Landschaftsräume bilden heute möglichen Siedlungsraum. Eine Nachverdichtung dieser Räume verändert jedoch die Struktur der Ortschaft und die Erreichbarkeit der Landschaft für alle Bewohner.

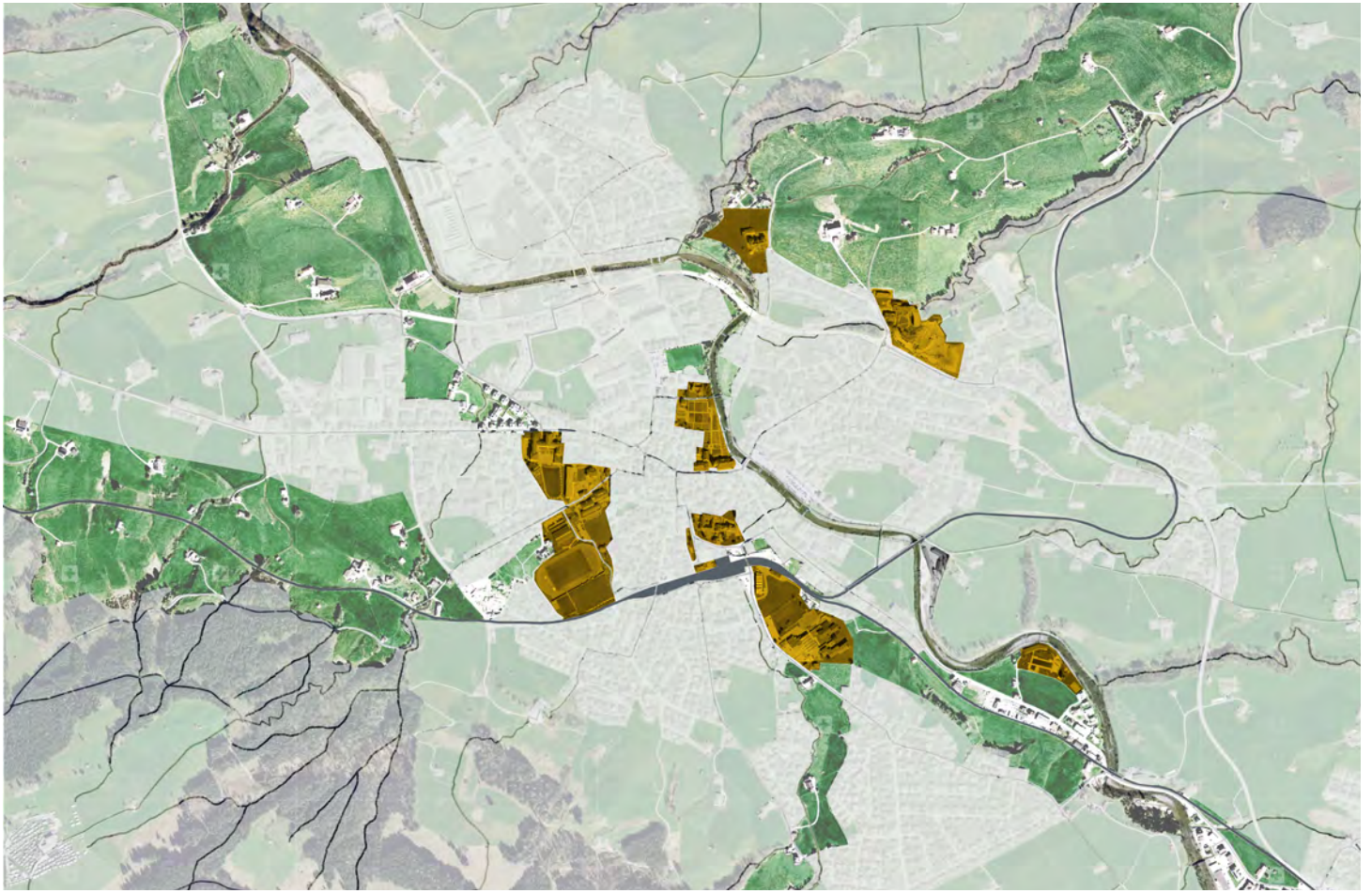
Für die Wahrnehmung der Ortschaft als Teil der Landschaft sind die Landschaftsfinger grundlegend und sollen erhalten bleiben.



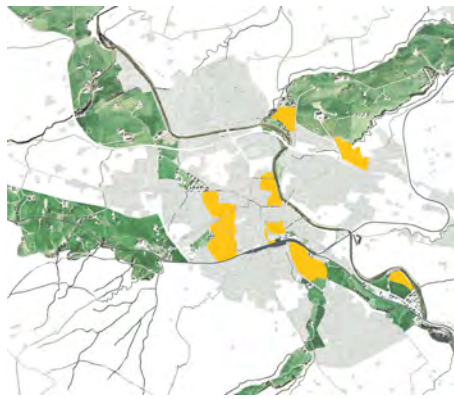
Grüne Landschaftsfinger im Siedlungsraum reichen bis tief ins Zentrum von Appenzell.

3a Grüne Landschaftsfinger im Siedlungskörper erhalten Die Siedlungsentwicklung der Ortschaften hat sich durchwegs fingerartig längs der Strassenräume der Täler erstreckt. Gleichzeitig entstanden dazu grüne Landschaftsfinger die sehr tief in den Siedlungskörper eingreifen. Der grosse, offene Landschaftsraum ist über die Grünräume auch vom Zentrum aus fussläufig direkt zu erreichen.

Diese grünen Landschaftsfinger gilt es, dort wo möglich, zu erhalten und aufzuwerten, damit auch bei Nachverdichtung des Siedlungsraumes der Landschaftsraum für alle BewohnerInnen erreichbar und erlebbar bleibt.



Wegeverbindung längs der Sitter in Appenzell. Die Friedhofsmauer prägt den Flussraum hart.



Sondernutzungen an den Endpunkten der Landschaftsfinger



Gemeinschaftliche Nutzung der Landschaftsfinger – hier beim kantonalen Turnfest

3b Wasserläufe als Teil der Landschaftsfinger erlebbar machen

Wie die Ortschaften sich historisch entlang der Strassen entwickelt haben, sind die grünen Landschaftsfinger oft von einem der vielen Wasserläufe geprägt. Diese sollten öffentlich zugänglich gemacht werden. Um die Landschaftsräume für die Naherholung zu stärken, bieten diese zusätzlich das Potential der Integration punktueller Aufenthaltsräume sowie durchgehender Wegeverbindung längs der Gewässer.

3c Gemeinschaftliche Freiraumnutzungen in den Landschaftsfingern stärken

Die grünen Landschaftsfinger sind grundsätzlich Teil der landwirtschaftlichen Flächen bzw. Teil der spezifischen Landschaft der Streusiedlungen. Im dichten Siedlungskontext ergibt sich zusätzlich der Bedarf für Naherholungsflächen wie zum Beispiel Flächen für Sport- und Spielangebote, für kulturelle oder gemeinschaftliche Einrichtungen. Bereits im Bestand bilden beispielsweise im Dorf Appenzell die Schulanlage Gringel oder die Sportanlage Wühre Sondernutzungen innerhalb der Grünräume.

Um die landwirtschaftlichen Nutzungen der grünen Finger zu stärken soll das Naherholungsangebot konzentriert angeordnet werden. Als Flächen bieten sich hierfür die Endpunkte der Landschaftsfinger an. Sie bilden den direkten Übergang zwischen Siedlungsraum und Landschaftsraum und sind bestmöglich erschlossen.

Wege sinnföällig föhren

Auf dieser Seite geht es um einen Aspekt des Wegesystems, der im Zeitalter des Funktionalismus oft vergessen wird: Wege dienen nicht nur dem Verkehr, sondern schaffen auch eine Beziehung zwischen zwei Orten. Im Kern geht es hier also um die Beziehung der Menschen zu ihrem Ort – für die Ankömmlinge von der Ortseinfahrt zum Zentrum, für die Einwohner von der eigenen Wohnung her zum Orts- ganzen. Das eine ist ein Thema für die Orts- planung, das andere auch und vor allem eine Frage der Weggestaltung auf dem eigenen Grundstück.

Wenn es einer Wegeverbindung gelingt, eine solche Beziehung herzustellen, bezeichnen wir sie als sinnföällig, also als einleuchtend, leicht verständlich und sinnvoll – weil sie nicht nur einem technischen Zweck dient, sondern

auch Sinn ausdröckt. Vorindustrielle Wegverbindungen für Menschen, Reiter und Ochsenkarren funktionieren fast immer so, weil das ihrer Ökonomie entsprach: direkte und für alle Verkehrsteilnehmer im Mischsystem nutzbare Verbindungen zu bieten.

Das Strassennetz wurde im vergangenen Jahrhundert allerdings vor allem auf das Auto ausgerichtet. Diese Einseitigkeit ist nicht nur da ein Problem, wo das Auto zu sehr gefördert wurde, sondern manchmal auch dort, wo man das Auto auf Umwege schickte, um Durchgangsverkehr zu vermeiden. Dort entstanden nämlich schlaufenartige Wegsysteme, die oft nicht nur den Autoverkehr, sondern auch den Langsamverkehr behindern und sinnvolle Zusammengenhörigkeiten schwächen. Ein sinnföälliges Wegesystem verbindet die Zen-

tren eines Ortes mit den Quartieren und Ortseingängen auf kurzen, abwechslungsreichen Wegen, die auch ohne Stadtplan einleuchten, und prägt damit die Beziehung zwischen der Ortschaft und ihren Teilen. Es integriert die Bedürfnisse des Autos als einem auch in Zukunft wichtigen Verkehrsmittel, richtet sich aber vor allem auf die Bedürfnisse von Fussgängern und Radfahrern aus, denn die sind es, die für die Lebendigkeit des öffentlichen Raums sorgen. Sie – insbesondere die Kinder – sind zudem die schwächeren, schutzbedürftigen Verkehrsteilnehmer. Besonders wichtig sind deshalb klar geföhrte Fuss- und Velowege zu Schulhäusern.

Auf den Grundstöcken setzt sich das Wegenetz vom öffentlichen Raum zur Wohnungstür fort: Auch hier geht es um die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen.

Strassen und Wege sind nicht nur Verkehrsträger, sie dröcken auch Beziehungen aus



Ankunft im Herzen: Die Landstrasse föhrt zu Gasthof und Platz, dahinter die Hauptgasse und die Kirche.



Die Ankunft im Dorf Appenzell heute: Verkehrsmaschine im Gewerbegebiet. Was tun, um die Ankömmenden ins Dorf zu geleiten?



Wegföhrung und Baukörperstellung der Siedlung in Bildmitte folgen ihrer eigenen Geometrie, ohne Beziehung zum Dorf aufzunehmen.

4a Ankommen im Dorf Die alten Landstrassen föhren ins Herz der Dörfen – man kann ihnen »der Nase nach« folgen und landet am Dorfplatz, beim Wirtshaus und an der Kirche. Sie bilden ein verlössliches Wegenetz, dessen technische Funktion – nämlich A und B zu verbinden – bruchlos einhergeht mit einer sinnlichen und sinnhaften Qualitöt – nämlich die Beziehung eines Ortes hinaus ins Land und weiter zum Nachbardorf auszudröcken.

4b Die Umföhrungsstrasse einbinden Umföhrungsstrassen dienen dazu, störenden Autoverkehr aus den Zentren herauszuhalten. Das ist gut so. Soweit sie nur diesem Zweck dienen, ist es auch in Ordnung; wenn sie als reine Verkehrsmaschine ausgebildet werden. Wenn sie aber selbst zur Adresse werden – wie die Umföhrungsstrasse im Dorf Appenzell –, dann bilden sie ein wichtiges Stöck des öffentlichen Raums im Dorf: Die Umföhrungsstrasse bildet dann die Ortseinfahrt, den Empfang im Dorf. Entsprechend ist sie zu gestalten: als grosszüggiger, einladender Raum mit Bäumen und angemessenen Fassadengestaltungen der raumbildenden Bauten.

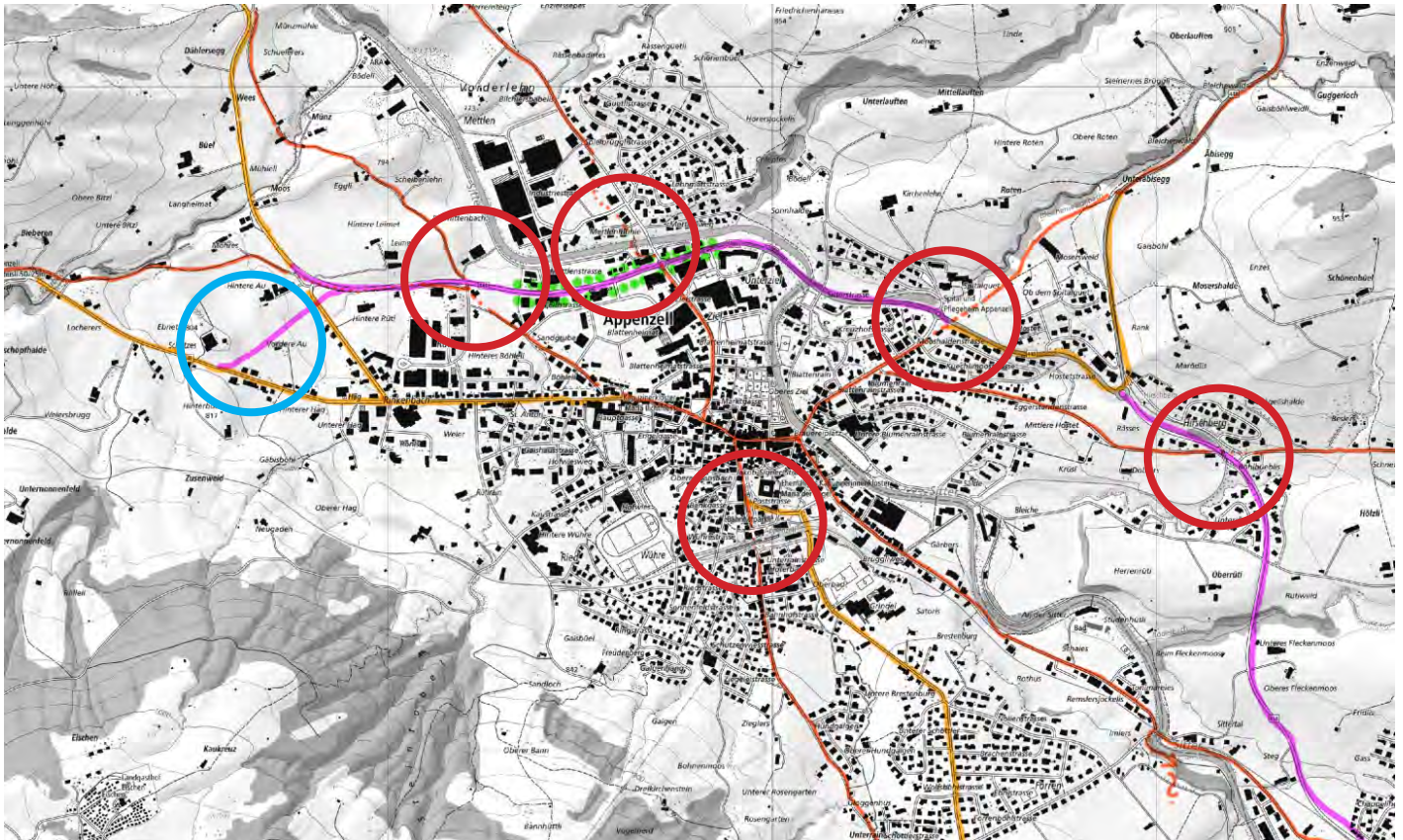
4c Zum Dorf dazu gehören Innerhalb des Dorfes bestimmt die Wegföhrung das Geföhl der Zugehörigkeit zum Ganzen. Das gilt nicht nur für den Verlauf öffentlicher Strassen, sondern auch auf den Grundstöcken, besonders für den Weg von der Strasse zur Haus- und Wohnungstür. Eine gute Wegföhrung gibt jeder Wohnung und jedem Haus eine Adresse am öffentlichen Raum und eine einladende Verbindung zum Dorfzentrum und signalisiert damit die Zugehörigkeit zur Dorfgemeinschaft. Neue Überbauungen werden mitunter allzu pragmatisch in Bebauungslöcken gezwängt; als Haupteingang dient oft die Tiefgarageneinfahrt. Die Zugehörigkeit zum Ort wird nicht abgebildet. So oben im Bild im Dorf Appenzell.

Ursprüngliche Landstrassen in die Nachbarorte

Neutrassierungen seit Beginn des Industriezeitalters, Umfahrungsstrasse

○ Unterbrechungen alter Wege durch Bahn oder Umfahrungsstrasse

○ fehlendes Stück der Umfahrungsstrasse – Mangel oder Absicht?



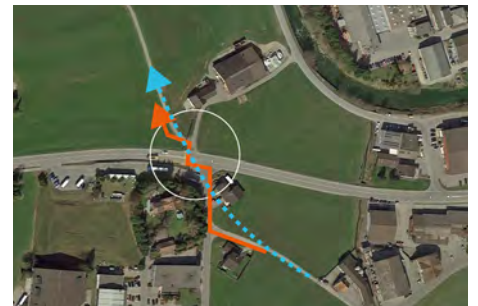
Sinnfällige Wegführung erzeugt Zusammengehörigkeit, unterstützt die Identität der Orte



Gedeckte Brücke Mettlen der Gebrüder Grubenmann – ein Baudenkmal im Verborgenen, das in Wert gesetzt werden könnte



Der alte Verlauf der Gaiserstrasse ist nur noch zu erahnen. Die neue Wegführung dient den Autos, aber verunklärt das Verständnis des Ortes.



Wegbeziehung bis zur Unkenntlichkeit überlagert und abgeknickt: Alte Enggenhüttenstrasse – der ursprüngliche Weg nach Herisau

4d Alte Wegbeziehungen nutzen

Historische Wege dienten ursprünglich dem Langsamverkehr: Menschen, Ochsen und Pferde. Sie führen deshalb gradlinig von Zentrum zu Zentrum, sind in ihrer Wegführung einleuchtend und machen den ursprünglichen Zusammenhang der Orte und Quartiere deutlich. Damit prägen sie die Identität des Ortsbildes. Oft führen sie an besonders schönen Bauten und Brücken vorbei und zeigen damit die Schönheiten des Ortes. Gibt man solche Wege auf, verlieren die Bauten ihre Bedeutung und das Ortsbild an Qualität. Ein Beispiel ist die Grubenmannbrücke über die Sitter beim Dorf Appenzell – die doch dem Raum um den Kreisel an der Umfahrungsstrasse das Stück Identität verleihen könnte, das ihm heute fehlt.

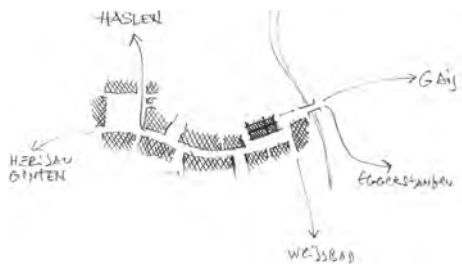
4e Beziehungen nicht zerstören Wo Wege sinnvolle Beziehungen ausdrücken, führt ihre Störung zu Verlust an Sinn. Beispiel: Im Dorf Appenzell scheint die Gaiserstrasse die Umfahrungsstrasse zu kreuzen, endet jenseits aber als Sackgasse. Dass sie am Kreisel rechtwinklig knickt, erfasst man nicht intuitiv. Gar nicht mehr spürbar ist der alte, schräge Verlauf der Gaiserstrasse. Grund dafür ist, dass die Verkehrsplanung rechtwinklige Einmündungen verlangt: Wo immer die Umfahrungsstrasse eine andere Strasse schräg schneidet, wird jene rechtwinklig abgeknüpft. So werden die identitätsgebenden Beziehungen vom Dorfkern ins Umland verunklärt. Künftige Planungen sollen sinngebende Wegbeziehungen für den Langsamverkehr wieder erkennbar und nutzbar machen.



Die Umfahrungsstrasse unterbricht den alten Verlauf der Gaiserstrasse (oben) und der Eggerstandenstrasse (unten).



Der öffentliche Raum ist das Wohnzimmer der Gesellschaft



Jedes Dorf hat eine charakteristische Raumfigur, die einen wesentlichen Teil seines Charakters ausmacht. Im Dorf Appenzell ist es die Hauptgasse mit den Verzweigungspunkten beim Landsgemeindeplatz im Westen und bei Kirche und Brücke im Osten.

Ein funktionierendes Dorf pflegt den Raum für Begegnung und Kommunikation. Öffentlicher Raum mit Aufenthaltsqualität heisst die Menschen willkommen, trägt zur Identität bei und bietet ein Gefühl von Sicherheit und Orientierung.

Strassen und Wege bilden nicht nur die Beziehung zwischen zwei Orten, sondern haben auch eine Aufenthaltsfunktion: Sie bilden den öffentlichen Raum, den eine funktionierende Gemeinde braucht.

Für die Entwicklung öffentlichen Lebens sind die Aneignbarkeit des Aussenraums und seine Aufenthaltsqualität wichtig. Sie sind immer nur im Kontext mit den Anwohnern und Nutzern eines Aussenraums zu entwickeln – im Zentrum ist das etwas anderes als in einer Wohnstrasse, in einem Gewerbegebiet etwas

anderes als an einer Ausfallstrasse: Im Wohngebiet gibt es die nachbarschaftliche Öffentlichkeit der Anwohner, die sich den Strassenraum gemeinschaftlich »aneignen« können – ihn also mit den von ihnen gewünschten Funktionen besetzen und gestalten. Die Räume im Ortszentrum dagegen gehören nicht nur den Anwohnern, sondern dienen dem ganzen Ort und seinem Umland. Wichtig sind hier die Erdgeschossnutzungen der angrenzenden Bauten und ihre Beziehung zum Aussenraum.

An den Knoten Platzräume bilden und beleben



Den Platzraum fassen – die Raumfigur des Dorfs stärken (Foto Thomas Hutter)



Grundausrüstung eines Dorfsplatzes: Kirche, Wirtshaus, Haltestelle, Dorfladen – plus Aufenthaltsqualität



Viel Grün, aber kein Ort für Kinder: Einfamilienhäuser unter sich.

5a Plätze als Raum der Begegnung

»Der« Platz im Kanton ist der Landsgemeindeplatz im Dorf Appenzell. Er ist das Gravitationszentrum im Westen des Ortskerns. Zusammen mit Kirche und Brücke als Gegengewicht im Osten und der Hauptgasse als Verbindung dazwischen bildet er die zentrale »Raumfigur« des Dorfs. Zentrumsnahe Freiräume sind attraktiv – auch für den sogenannten »ruhenden Verkehr«. Man sieht das auf dem Landsgemeindeplatz, aber auch etwa in Brülisau oder Weissbad. Hier gilt es, eine Balance zu halten zwischen dem Bedarf an Parkplätzen und an Freiraum für die Menschen, und es gilt, den gewonnenen Freiraum wirklich frei, einladend und grosszügig zu halten – ohne ihn mit unnötigen Zierelementen zu verniedlichen und zu verstellen.

5b Dorfplätze mit Grundversorgung

Jedes Dorf im Kanton hat einen Dorfplatz, der im Alltag als Begegnungsraum dient und im Laufe des Jahres für besondere Ereignisse genutzt wird – für Prozessionen, Markt, Chilbi oder Viehschau. Kirche, Wirtshaus, und Bushaltestelle schaffen hier einen öffentlichen Ort, auch wenn er, wie in Gonten, nur eine Aufweitung der Strasse oder, wie in Schlatt, kaum mehr ist als der Kirchvorplatz. Idealerweise wird der Dorfplatz auch im kleinsten Dorf ergänzt durch einen Laden für die Grundversorgung als Antrieb für die Lebendigkeit des Dorfs – auch im Hinblick auf unsere alternde Gesellschaft wird eine Versorgung der kurzen Wege immer wichtiger. Bei der Aussenraumgestaltung gilt es, den Platz als Freiraum klar zu fassen.

5c Spiel-Plätze in den Wohnquartieren

In Wohngebieten fehlt es oft an Freiflächen: Zwar mangelt es nicht an Grün, doch handelt es sich, vor allem in den Einfamilienhausgebieten, fast immer um private Gärten. Spiel- und Aufenthaltsmöglichkeiten ausserhalb der Grundstücke sind knapp. An Wegeknoten können oft auf wenig Raum mit Bäumen, Tischen, Bänken und Spielmöglichkeiten Orte mit Aufenthaltsqualität geschaffen werden. Dafür können auch unbebaubare Restzipfel anliegender Grundstücke genutzt werden. Eine erste Platzgestaltung muss nicht teuer sein. Kleine Interventionen können ein Startsignal setzen und helfen, neue oder untergenutzte Plätze attraktiv zu machen und die Aufmerksamkeit der Quartierbevölkerung auf sie zu lenken.



Drei Strassentypen entwickeln



Im Zentrum stehen die Häuser direkt an der Strasse und haben Läden in den Erdgeschossen (Hauptgasse)

5d Belebte Zentrumsstrassen Strassen in Ortskernen sollen von den Fassaden der Häuser geformt werden – und nicht von Vorgärten, Abstandsgrün oder Lärmschutzwänden. Im Zentrum wenden sich die Erdgeschosse dem öffentlichen Raum zu, in dem sich alle Verkehrsarten mischen und sich alle Menschen aus dem Ort und seinem Umland willkommen fühlen. Diese Lebendigkeit ist Voraussetzung für die Funktion des Ortskerns als Zentrum. Der Aussenraum muss deshalb den Passanten Aufenthaltsqualität bieten. Auch der Autoverkehr dient in Folge der Entfaltung öffentlichen Lebens, darf den Strassenraum also nicht dominieren.



Quartierstrassen und -gassen bieten mehrfachnutzbaren Raum für die Anwohnerschaft.

5e Quartierstrassen zum Wohnen In Wohngebieten mit wenig Autoverkehr sollen die Strassen (wieder) zum Wohn- und Begegnungsraum der Quartierbewohner werden. Hier sind vor allem diejenigen Menschen auf der Strasse anzutreffen, die dort wohnen: Menschen auf dem Weg von und zur Arbeit oder zum Einkaufen, Jugendliche und Kinder. Die Strassen eignen sich deshalb als erweitertes Wohnumfeld, zu Aufenthalt und Spiel und zum Gespräch über den Grundstückszaun hinweg. Der Autoverkehr spielt eine untergeordnete Rolle. Die Gestaltung soll die Strassen deshalb nicht in erster Linie als Verkehrsflächen, sondern als mehrfach nutzbaren Quartierraum nutzbar machen.



Auf Ausfallstrassen dominiert das Auto. Grosszügiges Grün macht den Raum dennoch angenehm (Umfahrungsstrasse, Fotomontage).

5f Begrünte Ausfallstrassen Wo weder Läden noch das Wohnen den Strassenraum beleben können, dominiert das Auto. Das ist meist auf Strassen mit überörtlichem Verkehr ausserhalb des Ortszentrums der Fall. Drei Faktoren sind hier wichtig: Raumbildung, Blickbeziehungen und Grün. Klar gefasste Räume und eine entsprechende raumbildende Bebauung können dem Strassenraum Charakter geben und Durchblick auf Berge, Täler oder wichtige Bauten des Dorfs fassen. Wo alles nicht hilft, helfen grosszügige, raumbildende Bäume – möglichst auf öffentlichem Grund. Sie verleihen dem Strassenraum einen gepflegten, repräsentativen Eindruck. Die Reduktion der Geschwindigkeit auf ein ortsverträgliches Mass tut ein Übriges.

Privaten und öffentlichen Raum in Beziehung setzen

Der öffentliche Raum ist desto lebendiger, je mehr Austausch sich zwischen ihm und den angrenzenden Nutzungen entwickeln kann. Deswegen stellt sich bei der Entwicklung jedes Privatgrundstücks die Frage, was das Gebäude und sein Aussenraum zum öffentlichen Raum beitragen kann, an dem es steht und aus dem heraus es erschlossen ist.

Einfach ist der Fall, wenn das Haus eine publikumsbezogene Nutzung im Erdgeschoss hat. Dann dient die private Vorzone als Kommunikationsbereich mit der Kundschaft – als Werbefläche, Warenauslage oder für die Aussensitzplätze einer Gaststätte.

Die Häuser formen zwischen sich den öffentlichen und gemeinschaftlichen Aussenraum der Dörfer. Schnittstellen zwischen dem Privaten und dem Gemeinsamen sind ihre Vorzonen. Deren Gestaltung dient dem Gemeinwohl und der Kommunikation, ist verbindend und fördert die Interaktion zwischen den Menschen.

Aber auch wenn im Erdgeschoss gewohnt wird, bieten traditionelle Häuser eine klare Lösung für die Vorzone: Sie ist entweder bäuerliche Wirtschaftszone oder ist eingehagt, erfreut das Auge mit einem repräsentativen Bauern- oder Ziergarten und prägt die Wegführung zu einem einladenden Eingang. Dort entsteht Raum für Veloabstellplätze oder Spielflächen für Trotti- und Skateboard. Liegt die Vorzone auf der Südseite des Hauses, stehen hier – vor dem Haus und nur durch die Haustür, nicht aber direkt durch die Wohnung erreichbar – eine Bank und vielleicht ein Tisch.

Heute hat sich der Anspruch auf einen zur Wohnung gehörenden Sitzplatz an der Sonne entwickelt. Damit dehnt sich die private Wohnung in den Aussenraum hinein aus. Wir tragen das private Freizeitverhalten in den Aussenraum, der dementsprechend nicht mehr auf die Kommunikation mit dem Nachbarn oder gar der Öffentlichkeit angelegt ist, sondern primär dazu dient, sich von der Umgebung zu distanzieren, durch Abstandsgrün, blickdichte Hecken oder Schallschutzmauern. Dadurch verarmt der öffentliche Raum zum reinen Erschliessungskanal.

Stellung der Baukörper zum gemeinschaftlichen Raum



Zur Strasse ausgerichtete Fassaden bilden gemeinsam öffentlichen Raum.



Auf den Rückseiten ist ungestörter Platz fürs Private: Gärten, Nebenbauten, Wäscheständer.



Halböffentliches Gässlein mit Charme: Pflasterung, Fahrräder, Blumentöpfe und Bank für den Nachbarshock

6a Gebäude in Bezug zur Strasse stellen

Das Siedlungsgefüge der Dörfer folgt keinem städtebaulichen Plan. Dennoch bilden sich selbst in kleinen Dörfern im Zentrum klare Platz- und Strassenräume: Jedes Haus trägt dazu bei, den gemeinschaftlichen Raum zu fassen – ohne dabei seine Individualität zu verlieren.

Das gilt für freistehende Häuser ebenso wie für geschlossene Häuserzeilen. Mit einer geschlossenen Bebauung kann die Raumbildung freilich intensiviert werden; sie erleichtert zudem die Verdichtung und sollte deshalb an geeigneten Lagen gefördert werden.

6b Vorder- und Rückseiten unterscheiden, Eingänge der Strasse zuwenden

Die Zuwendung zum öffentlichen Raum geschieht ganz wesentlich über die Lage des Eingangs. Also sollten die Haustür oder der Geschäftseingang an der Strasse liegen oder wenigstens in Sichtbeziehung zur Strasse stehen. Das hat den Vorteil, dass die andere Hausseite dann ganz ungestört bleibt, so dass das Haus zwei unterschiedliche Aussenräume bekommt: eine der Öffentlichkeit zugewandte Eingangsseite und eine geschützte, ruhige Privatseite. In traditionellen Appenzellerhäusern ist dieses Prinzip durch die unterschiedliche Gestaltung von Hauptfassaden und Seiten- und Rückfassaden verankert.

6c Halböffentliche Gassenräume

In den Innerrhoder Dörfern unterscheiden die einzelnen Häuser und ganze Häuserreihen klar zwischen der öffentlichen Vorderseite, die repräsentativ, aufgeräumt und einladend gestaltet wird, und der privateren Rückseite – und zwar auch dann, wenn sie nicht an der Hauptgasse stehen, sondern an einer halböffentlich genutzten Wohngasse. Für die Art dieser Unterscheidung gibt es dabei einen grossen Gestaltungsspielraum. Ein Haus aber, das die Unterscheidung zwischen öffentlicher und privater Seite ignoriert, als freiplastischer Baukörper im Raum stehen will und dem öffentlichen Raum ebenerdig private Wohnungssitzplätze zuwendet, untergräbt den Zusammenklang der Bebauung im Dorf.

Selbst als Einzelbau schafft dieses traditionelle Haus bei Haslen öffentlichen Raum: Ausrichtung zur Strasse, Eingang von der Strasse her, Hochparterre, kleiner Ziergarten, Sitzplatz vor dem Haus – nicht als Balkon oder Terrasse, sondern im öffentlichen Raum.



Die Zone zwischen Haus und öffentlichem Raum



Die traditionelle Lösung: Vorgarten auf Strassenniveau, Schutz der Innenräume vor Einsicht von aussen durch einen kleinen Sockel



Um ein Geschoss mehr ins Haus zu zwingen, versinkt das Erdgeschoss samt Loggia im Boden: Der fehlende Sockel schafft Konflikte.



Keine einladende Geste – der Hang wird verstellt, die Nebenbauten dominieren das Strassenbild

6d Vorzonen: Distanz und Kommunikation

Vorzonen zwischen Haus und öffentlichem Raum können einen halböffentlichen Charakter haben und als Pufferzone zwischen Öffentlich und Privat vermitteln. Dann dienen sie dem gemeinschaftlichen Charakter der Strasse und schaffen Kommunikation und Sicherheitsgefühl. Sie sollten grundsätzlich auf Strassenniveau liegen und im Niveau abgesetzt sein vom untersten Wohngeschoss des Hauses, das in Innerräumen immer einen Sockel hat. Als Nutzung bieten sich Zier- oder Bauerngärten an, Zuwege und Vorplätze, Veloabstellplätze und Sitzplätze, die über den Hauseingang und nicht direkt aus der Wohnung erreichbar sind.

6g Einfriedungen und Abgrenzungen:

Privater Raum als Visitenkarte des Ortbildes

Wird die Vorzone durch Hecken, Schutzwände oder auch Schotter- und Wackersteinflächen von der Strasse abgeschottet, bleibt der öffentliche Raum ein Verkehrskanal. Aber auch wenn eine allzu intime Sichtbeziehung entsteht – beispielsweise wenn ein Haus keinen Sockel hat, sich mit grossen Glasflächen oder einer Wohnungsterrasse direkt zur Strasse öffnet –, funktioniert die Kommunikation nicht: dann entsteht eine Diskrepanz zwischen sozialer Distanz und realer Nähe, die Unsicherheit hervorruft. Deshalb gilt für Häuser an der Strasse die Faustregel, Aussensitzplätze entweder auf der Rückseite des Hauses oder in einer durch einen Sockel erhöhten, eingezogenen Loggia anzuordnen.

6f Garageneinfahrten dürfen nicht dominieren

Je weniger Autos oberirdisch, desto grösser die Tiefgarage – und desto grösser deren Einfahrt. Die Einfahrt in die Unterwelt ist aber nicht dazu geeignet, eine einladende und repräsentative Adresse zu bilden. In der Wahrnehmung eines Hauses oder einer Gebäudegruppe sollten stattdessen Hauseingänge, Fassaden und Vorgärten dominieren. Tiefgarageneinfahrten werden am besten in die Gebäude integriert oder als eigenes, kleines Gebäude gestaltet. Generell ist die Tiefgarageneinfahrt einer der schwierigsten Aspekte eines Entwurfs, dem bei der Planung entsprechende Sorgfalt geschenkt werden muss.

Bauen am Hang - das Haus dem Ort einschreiben

Die historischen Häuser zum Vorbild nehmen – will ein Haus am Hang sitzen, respektiert es dessen Verlauf. Haus und Erschliessung reagieren auf die Eigenheiten des Geländes und modellieren es so wenig wie möglich.

Die alten Appenzellerhäuser kamen ohne Planierungen und ohne Stützmauern aus. Der Grund dafür lag darin, dass man sich auf seinen 4 ha Land ein »Bödeli« gesucht hat, auf dem man bauen konnte – und bei der sanfthüglichen Beschaffenheit des Terrains war das in der Regel auch problemlos möglich. Auch die Zufahrten folgten dem Geländeverlauf und fügten sich selbstverständlich in das Landschaftsbild ein.

Heute aber bauen wir auf viel kleineren Parzellen. Gleichzeitig sind die technischen Möglichkeiten gewachsen, das Land zu verändern: Planierungen und Stützmauern werden billig erstellt, die oft hart ins Land greifen und die Häuser vom Strassenraum trennen und abheben.

Früher konnten wir nicht so viel, mussten uns einpassen und erreichten so ganzheitliche Qualität – einer der Gründe, warum sich noch die Eisenbahnen (19. Jahrhundert) harmonischer ins Land fügen als heute die Autobahnen (20. Jahrhundert) und Strassenbauwerke.

Je machtvoller die technischen Mittel sind, die wir einsetzen können, desto sorgfältiger müssen wir wirtschaften und handeln, wenn wir eine gute Gesamtwirkung erzielen wollen. Das lehrt uns, das Terrain zu studieren, die Gegebenheiten aufzunehmen und die Bauten an Vorhandenes an- und einzupassen. Grosse Geländeänderungen und Stützmauern sind zu vermeiden. Wer am Hang bauen möchte, respektiert den Ort und stellt die Ansprüche nach ebener Fläche hinten an – ist doch die Aussicht Mehrwert genug.

Einfügung in den Ort mit einfachen Mitteln



Adaptierung eines Altbaus ohne Geländeänderung



Erdung durch Einfachheit – der Hang bleibt spürbar, die Wiesen laufen durch.



Hanglagen nutzen – zwei ebenerdig zugängliche Geschosse schaffen

7a Sich in den Hang einfügen Ein Appenzellerhaus steht in der Regel gut im Gelände. Zur geschickten Setzung nutzten die Bauern ebene Stellen im Hang. Sind Geländeänderungen notwendig, dann mit ausgerundeten Böschungen – ohne Stützmauern oder ähnliche technische Hilfsmittel.

Das kann Neubauten als Vorbild dienen: Der Baukörper folgt in Grundriss und Fassade der vorhandenen Topographie – und nicht umgekehrt. Aufschüttungen oder Abgrabungen vom Urgelände werden möglichst unterlassen.

7b Das Haus auf den Boden stellen Auch grosse Neubauten können Anleihen an den Gesetzmässigkeiten der Häuser der Vorfahren nehmen und den Hang unverändert spürbar lassen. Der Ort wird zwar durch eine neue Nutzung besetzt, das ursprüngliche Gelände ist aber nach wie vor intakt. Das Haus schreibt sich so in den Ort ein.

7c Den Hang nutzen Wenn man doch am Hang bauen muss, stellt sich die Aufgabe, aus dem Hang etwas zu machen: Der Hang bietet die Möglichkeit, einem Gebäude mehrere ebenerdig erschlossene Geschosse zu geben – eine besondere Chance sowohl für Wirtschaftsgebäude als auch für Wohnbauten.

Gerade wegen der Sparsamkeit der aufgewendeten Mittel gelang es früher, Zusammenhang zu schaffen: Haus und Hang in Symbiose.



Künstliche Eingriffe ins Terrain sind zu vermeiden



Aufgeschüttete Ebenen trennen das Haus und seine Bewohner vom Ort und verändern das Strassen- oder Landschaftsbild nachteilig.



Auch liebevoller Blumenschmuck schmälert die Grobheit des Eingriffs nicht.



Grobes Bruchsteinmauerwerk beeinträchtigt das Ortsbild

7d Stützmauern, Aufschüttungen und Terrassierungen vermeiden Wer am Hang baut und ihn in Ebenen verwandelt, verändert den Ort in einer dem Ortsbild fremden Weise: Er opfert dem individuellen Bedürfnis nach Terrasse, Tischtennis und Schwimmbecken den Zusammenhang des Ganzen und wendet der Strasse und damit dem Dorf nur noch Mauer-scheiben und Garagentore zu. Bauen am Hang bedeutet im Appenzellischen, das Haus ins Gelände einzufügen. Der Hang bleibt spürbar, das Haus bleibt auf dem Boden und behält seinen Bezug zu Dorf und Landschaft. Geländeänderungen werden unterlassen oder sind allenfalls nicht mehr als hüft-hoch.

7e Unvermeidliche Stützmauern Wo sich Stützmauern gar nicht vermeiden lassen, sind sie sorgfältig zu gestalten. Grossblocksteine bringen eine Grobheit ins Siedlungsgefüge, die dem traditionellen Orts- oder Landschaftsbild vollkommen fremd ist und auch mit sorgfältig angelegtem Blumenschmuck spürbar bleibt. Deshalb sollte die Sorgfalt lieber in die Gestaltung der Stützmauer selbst fließen. Die alten Anlagen der Appenzellerbahn sind da ein gutes Vorbild: Sorgfältig gemauert, ins Gelände geschmiegt, so klein wie möglich.

7f Infrastrukturbauten und Strassen Auch Strassen oder Zufahrten produzieren Einschnitte und Aufschüttungen in der Landschaft. Für sie gilt, was auch für individuelle, bauliche Unterfangen gilt: Der Verlauf des Urgeländes ist zu respektieren. Das neue schmiegt sich ins Gelände, wenn immer möglich mit sanft ausgerundeten Böschungen. Nicht vermeidbare Stützmauern werden mit grösster Sorgfalt ins Gelände gefügt.

Historischen Bestand erhalten

Die historische Substanz prägt das typische Bild der Streusiedlung und der Dörfer. Sie ist das Echte – und deshalb unersetzlich. In jedem Einzelfall wird abgewogen, wie sie erhalten und in Wert gesetzt werden kann.

Das identitätsstiftende Bild der Appenzeller Landschaft erwächst aus der Streusiedlung und den typischen Appenzellerhäusern. Deswegen gilt es, diese Häuser im Original zu erhalten und notwendige Renovationen und Neubauten aus ihren Regeln heraus zu entwickeln.

Die Herausforderungen bei der Erhaltung rühren im wesentlichen aus der Änderung der Gesellschaftsstrukturen hin zu mehr Arbeitsteiligkeit. Plakativ gesagt gilt bis auf wenige Ausnahmen: Wir bauen nicht mehr für uns, wir leben nicht mehr im eigenen Haus, wir arbeiten nicht mehr, wo wir wohnen.

Die traditionellen Häuser sind dagegen meist nicht nur Wohnhäuser, sondern auch Familienbetriebe: Höfe oder Gasthäuser. Schwierig

ist oft der Übergang von einer Generation zur nächsten. Finden sich übernahmewillige Kinder oder Interessenten, sehen sie sich mit grossen technischem Aufwand und baukulturellen Anforderungen konfrontiert, um Haus und Gaden an heutige Bedürfnisse anzupassen.

Das verlangt nach konkreten Rahmenbedingungen für Sanierungen und Umbauten. Denkmalpflege und Fachkommission Heimatschutz setzen diese in der Bauberatung und Baubegleitung ein. Um glaubwürdig an der vorhandenen Baukultur anzuknüpfen, ist Verständnis und Wertschätzung für die Qualitäten eines Appenzellerhauses von Bauherrschaft, Planern und Handwerkern gefordert, damit der wünschenswerte Erhalt bestehender Bau-

ten entsprechend gestaltet und umgesetzt werden kann.

Was hinsichtlich Maschenweite der Streusiedlung eine grosse Herausforderung darstellt, ist die Erweiterung der Gehöfte durch grosse Stallbauten. Mit dem Raumangebot in den herkömmlichen Stalltypen der Appenzeller Bauernhäuser finden Landwirte heutzutage kein Auskommen. Die massiven Erweiterungen bedrohen jedoch zunehmend das traditionelle Bild der Streusiedlung.

Ländliche, historische Bauten sind einfach gefügt – und einfach zu reparieren.



2014: Die Hütte der Alp »Oberer Orlehan« wird neu geschindelt (www.handfactory.ch).



Bei der Umnutzung bleibt der Gaden in der Erscheinung abgegrenzt vom Wohnhaus, neue Elemente erwachsen aus der Struktur



Nutzungsbedingte Umbauten lassen sich an der Fassade ablesen.

8a Das Ersatzteilprinzip Das traditionelle Bauen basiert ganz wesentlich auf dem Ersatzteilprinzip anstelle des Wegwerfprinzips: Der Bestand kann mit wenig Aufwand erhalten werden, wenn er kontinuierlich gepflegt und repariert wird. Die heute unbezahlbaren reichen, handwerklichen Detailausführungen, von der Fassade über das Rauminnere bis hin zum Möbel, stehen für Authentizität und Identität. Gebrauchsspuren und Patina, Raumbildung und Material belegen die kulturelle Entwicklung und sind unwiederbringbare Zeitzeugen.

8b Den Charakter weiterentwickeln! Über die Jahrhunderte hinweg hat sich die Grundrisstypologie der Appenzellerhäuser, im besonderen mit der Erschliessungsschicht im Hinterhaus oder zum Stall hin, als sehr flexibel erwiesen. Hiermit wurden verschiedene zeitabhängige Nutzungen und Erweiterungen ermöglicht. In diesem Sinne ist es nach wie vor interessant, bestehende Bauten zu unterhalten und allfällige Erweiterungsmöglichkeiten in Form von Anbauten und Erweiterungen am Wohnhaus oder innerhalb des Stallvolumens zu suchen.

Die Verschränkung von Alt und Neu funktioniert dann, wenn die Regeln der traditionellen Bauweise als Handlungsspielraum angenommen und ihre grundlegenden Elemente respektiert und entsprechend umgemünzt werden.

8c Nutzungserweiterung im Bestand Der Prozess von Pflege, Reparatur, Weiterbau und Umbau alter Häuser führt seit je zu Veränderungen und zu Weiterentwicklungen baulicher Lösungstypen und Grundmuster. Bei den meisten Objekten ist nicht das museale Einfrieren des Gebäudes gefordert, sondern das respekt- und massvolle Anpassen heutiger Bedürfnisse an das Objekt. Dies wirkt sich nicht nur gestalterisch, sondern auch nutzungstechnisch aus. Hier gilt es, Komfortstandards und technische Funktionen den Möglichkeiten des Hauses unterzuordnen.



Neues darf man als neu erkennen – wenn es Traditionen aufgreift und weiterentwickelt



Alter Stolz, schlichter Anbau: Das neue lässt dem Alten den Vorrang.



Wenn Gebäudeteile gar nicht mehr nutzbar sind, genügt es häufig, nur diese Teile des Gebäudes zu ersetzen.



Der Wetterbaum beim Haus – zum historischen Bestand gehören nicht nur Häuser, sondern auch Bepflanzung und Freiraumgestalt!

8d Nutzungserweiterung mit Anbau Oft kann ein historisches Gebäude gerade dadurch erhalten werden, dass man es mit einem neuen Anbau kombiniert: Im Neubauteil kann man dann all die technischen Anlagen unterbringen, die in einem Altbau schwierig nachzurüsten sind: vom Heizungskeller über Aufzüge und Nasszellen mit ihren Schächten bis hin zu Sonderanlagen wie zum Beispiel einem Saalbau und einer modernen Küche für ein Restaurant. Oft passen diese technischen Nachrüstungen auch in den Gaden.

8e Teilabbruch und Teilersatzbau Im Grundsatz wird der Erhalt und die Umnutzung des ganzen Bestandes angestrebt. Manchmal ist das indes beim besten Willen nicht möglich. Doch auch wenn einzelne Gebäudetrakte nicht mehr zu erhalten sein sollten, sind oft andere Bereiche noch in gutem Zustand: Ein Totalabbruch muss begründet werden. Erst eine substanzielle Prüfung aufgrund einer seriösen Bestandsaufnahme ermöglichen eine Gesamtbeurteilung der sinnvollen Nutzungsziele, Erhaltungsmaßnahmen und Vorgehensweisen.

Grundsätzlich gilt: Volumen, Struktur, Gestaltung, Konstruktion, Detaillierung, Materialisierung und Farbgebung leiten sich aus dem Bestand ab und passen sich ins Landschaftsbild ein. Dies gilt auch für die Elemente des Freiraumes: In den Geländeverlauf eingepasste Zufahrten, keine immergrünen Pflanzen und Hecken, dafür Wetterbaum und Bauerngarten, Holunder und Obstbäume betten das Haus in den sanften Teppich der Kulturlandschaft.

Das Haus als „Pixel“ im Ortsbild: Weiterbauen am Ganzen

Der bauliche Charakter eines Ortes entsteht massgeblich durch das Zusammenwirken der vielen privaten Einzelbauten. Als Identitätsträger stehen zwar zunächst die wichtigen öffentlichen und historischen Bauten im Zentrum der Aufmerksamkeit. Das Geflecht der »normalen« Häuser aber bildet die Grundstimmung im Ortsbild – den Hintergrund, vor dem die besonderen Bauten stehen oder sich abheben. So leisten die privaten Bauten einen wichtigen Beitrag zum Gesamtbild. Daraus erwächst ihnen indes auch die Verpflichtung, den Ortscharakter aufzugreifen und zu stärken. Das ist nicht so sehr eine Einschränkung der privaten gestalterischen Frei-

heit, als vielmehr eine Notwendigkeit für die Qualität des Ganzen, die dann auch jedem Einzelnen zu Gute kommt. Gerade im Zusammenwirken der Bauten können nämlich eine Grosszügigkeit und Qualitätsanmutung geschaffen werden, die von unkoordinierten Einzelbauten selbst mit grossem Aufwand an Material und Kosten kaum erreicht wird. Um einen solchen Zusammenhang herzustellen, kann man verschiedene Register ziehen: von der Grösse und Stellung der Gebäude über die Dachform und Fassadengliederung bis hin zu Material und Farbe. Nicht alle Register muss man gleichzeitig ziehen. Im Gegenteil: wenn ein Haus bestimmte Elemente übernimmt,

schaft es sich den Spielraum, in anderen Punkten abzuweichen oder sogar einen wohldozierten Kontrapunkt zu setzen, einen neuen Farbtupfer im Bild. So war die Appenzeller Baugeschichte immer wieder geprägt von der Fähigkeit der Menschen, auf Basis ihrer Bautradition neue Einflüsse zu integrieren und mit Kreativität und Erfindergefreude auszubauen. Das Geheimnis der Einfügung liegt deshalb nicht in der schematischen Wiederholung vorgegebener Formen, sondern in der bewussten und kreativen Bezugnahme der einzelnen Bauherrschaften und Architekten auf die Tradition.

Ein gutes Ortsbild basiert auf dem Gleichgewicht von Individualität und Zusammenhang



Kaum Zusammenhang: Grösse, Material, Geschosshöhe, Dachform und Farbe des weissen Gebäudes sprengen das Dorfbild.



Zu wenig Individualität: Identische Bauten bilden mit den Nachbarbauten kein Ganzes, allzu oberflächliche Individualisierung hilft nicht.



Die Monotonie gemildert durch Kleinteiligkeit und echte Individualität: Identisch erbaut, einzeln verkauft, individuell renoviert.

9a Ganzheit bilden: Zusammenhang schaffen

Wenn jedes Haus nicht für sich allein steht, sondern in den Grundzügen den Typ der Nachbarhäuser aufgreift, entsteht ein Ensemble aus Vielfalt in der Ganzheit. Diese Balance von Individualität und Zusammengehörigkeit trägt wesentlich zum Charme der traditionellen Architektur bei. Entscheidend ist vor allem die Verwandtschaft der Gebäude in Grundtyp, Grösse und Ausrichtung zur Strasse. In der Baukörperform sind vor allem die Dächer prägend, im Fassadenaufbau Lage und Gestaltung der Eingänge – in Innerrhodens fast immer an der Gebäudecke –, die Ausprägung von Fassadengliederung, Sockel, Dachrand, Fensterformaten und Balkonen sowie die Materialien und Farben.

9b Ganzheit bilden: Vielfalt schaffen

Werden mehrere Häuser aus einer Hand erstellt, zeigen sie oft nicht nur Ähnlichkeit, sondern starre Wiederholung des Gleichen. Das erschwert den Zusammenhang mit der Nachbarschaft. Hier kann die Individualisierung der Einzelbauten hilfreich sein. Wird sie allerdings zu schematisch umgesetzt, wirkt sie willkürlich, kitschig oder grob: Dreimal das gleiche Haus anders angemalt – das genügt nicht. Hier die richtige Dosierung zu finden, ist eine anspruchsvolle Aufgabe. Sinnvolle Möglichkeiten zur Differenzierung liegen zum Beispiel im Abweichen von einem geometrischen Raster, im Aufgreifen örtlicher Unterschiede und in subtiler Variation von Farben, Formen und Materialien.

Familienähnlichkeit: Jedes Haus ein Individuum, aber durch Ähnlichkeit des Typs und der Details mit den Nachbarn verbunden



Faustregel: Geneigtes Dach, Fensterbänder und konstruktiv strukturierte Holzfassade



Relativ neue Häuser interpretieren den alten Typ im Geist ihrer Zeit.



Ähnliche Gebäudegrössen, Öffnungen und Farben erlauben sehr unterschiedliche Fassaden.



Das Gehrhaus ist kein Appenzeller Haustyp, fügt sich aber ein, indem es Proportion, Dachform und Farbwahl aufgreift.

9c Zusammenhang schaffen mittels ähnlicher Form und Grösse der Bauten Ähnliche Gebäudegrössen und -höhen binden zusammen, unterschiedliche trennen. Wirksam ist auch die Ähnlichkeit von Dachformen und Vordächern, Dachaufbauten und Materialien. Die Dachform wirkt besonders prägend auf die Erscheinung eines Hauses und beeinflusst im Allgemeinen mehr als alle anderen Details, ob man eine Gebäudegruppe als zusammengehörig wahrnimmt oder ob sie in eine Ansammlung von Einzelformen zerfällt.

9d Zusammenhang schaffen mittels ähnlicher Fassaden und Öffnungen In der Fassadengestaltung lässt sich eine Verwandtschaft zwischen benachbarten Häusern vor allem über Ähnlichkeiten im Grundaufbau der Fassaden erreichen – in der Anzahl von Geschossen und Fensterachsen, in der Gestaltung von Sockel und Erdgeschoss oder der Ausformung des obersten Geschosses, in der Lage der Eingänge (die in Innerrhoden häufig an den Gebäudeecken liegen), in den Fensterformaten und in der Ausbildung der Balkone. Je präziser ein Haus im Grundtyp Elemente der Nachbarschaft übernimmt, desto ausgesprochener kann es in Materialien, Farben und architektonischen Details eigenständigen Ausdruck entwickeln.

9e Zusammenhang schaffen mittels ähnlicher Materialien und Farben Wenn eine Ähnlichkeit im Grundtyp, in Dachform oder Fassadenausbildung nicht möglich oder nicht erwünscht ist, kann die Wahl ähnlicher Farben oder Materialien sehr verschiedenartige Baukörper zusammenbinden. Historische Bauten in Innerrhoden bestehen im Allgemeinen aus dunklem oder farbig bemaltem Holz mit weissen Fenstern und hell oder weiss verputztem Sockel. In der Streusiedlung dagegen herrschen gedeckte Töne vor. Je nachdem, in welchem Kontext man baut, können deshalb ganz unterschiedliche Farben die sinnvolle Art der Einfügung erreichen.

Verdichtet Bauen – um das Ortsbild zu schützen

Verdichtung ist die Lösung für unseren immer weiter zunehmenden Bedarf an Geschossfläche. Wenn wir diesen Verbrauch nicht einschränken und auch nicht unsere Landschaft zubetonieren wollen, müssen wir verdichten – genauer gesagt: wieder verdichten. Offen ist nur, wie und wo wir verdichten wollen.

Die traditionellen Ortskerne im Kanton waren schon immer relativ dicht bebaut. Sie sind zugleich für die Identität der Dörfer wichtig und liegen darum in grossen Teilen in der Ortsbildschutzzone oder sind anderweitig schutzwürdig. Hier soll und darf man also nicht verdichten, und hier braucht man auch nicht zu verdichten. Im Gegenteil: Die Ortskerne zeigen uns, wie verdichtete Bebauungsmuster aussehen können, die sich in das Orts- und Landschaftsbild einfügen.

Wenig dicht bebaut sind dagegen viele Neu-

baugebiete aus dem 20. Jahrhundert: Hier kann und soll man also verdichten – vor allem dort, wo ein Quartier nicht irgendwo in der Landschaft, sondern in Anschluss an einen bestehenden Dorfkern liegt und bereits heute gut erschlossen ist oder künftig gut erschlossen werden kann. Wenn wir uns dabei die Bebauungsmuster der Dorfkerne zum Vorbild nehmen und sie in die Gegenwart übersetzen, werden solche verdichteten Gebiete auch nicht als Fremdkörper in der Landschaft wirken.

Die Verdichtung soll dabei nicht einfach mehr Geschossfläche schaffen, sondern mehr Leute ohne Verlust an Lebensqualität auf weniger Fläche unterbringen. Mehr Menschen unterzubringen, ist nicht immer einfach, weil Bewohner von Neubauten tendenziell mehr Wohnfläche pro Kopf beanspruchen. Es kann also passieren, dass nach der Verdichtung nicht mehr,

sondern weniger Menschen am gleichen Ort wohnen – so dass das eigentliche Ziel der Verdichtung verfehlt wird.

Zur Lebensqualität trägt – neben guter Architektur – bei, dass die Dichte ein besseres Angebot an Läden, Kultur, ÖV-Anschlüssen und auch in der Bandbreite nachbarschaftlicher Kontakte ermöglicht. Damit ein Siedlungskörper trotz hoher Dichte attraktiv bleibt, braucht er neben baulichem Abwechslungsreichtum auch eine gute Freiraumversorgung. Da der Freiraum durch die Verdichtung quantitativ notwendigerweise abnimmt, ist die Lösung in einer Intensivierung der Freiraumqualitäten zu suchen. Welche Dichte und welche Gebäudehöhen für einen bestimmten Ort sinnvoll sind, muss dabei im Einzelnen abgewogen werden.

Verdichtetes Bauen muss sich in den Kontext fügen...



Verdichtung soll sich in die Nachbarschaft fügen: die Körnung gut, die Gleichförmigkeit nicht so gut.



Verdichtung hilft, öffentlichen oder gemeinschaftlichen Aussenraum zu fassen.



Verdichtung muss zugleich Freiraum schaffen.

10a Eingehen auf den Kontext Für die Verdichtung bestehender Quartiere gibt es kein Patentrezept. Gefragt sind kreative Lösungen im Einzelfall, die je nach Kontext sehr unterschiedlich ausfallen können.

Für die Dörfer in Innerrhodens sind dicht gepackte Einzelhäuser und seit etwa der Wende zum 20. Jahrhundert auch Häuserketten und -reihen typisch. Es ist sinnvoll, dass eine bauliche Verdichtung auf diese Typologie eingeht. Sie sollte sich allerdings nicht in der schematischen Optimierung der dichtestmöglichen Packung gleicher Häuser erschöpfen.

10b Öffentlichen Freiraum schaffen

Verdichtungsmassnahmen müssen immer dazu beitragen, das Wohnumfeld zu verbessern. Je dichter eine Siedlung wird, desto weniger ist ein ungegliederter, zwischen den Bauten »fliessender« Grünraum nutzbar. Grundsätzlich sollten Verdichtungsbauten deshalb an der Strasse stehen, und zur Strasse hin öffentlichen Raum bilden, während sie nach innen einen privaten oder gemeinschaftlichen Freiraum bilden – den sie mit ihrem Volumen zugleich vor dem Strassenlärm schützen.

10c Spiel- und Ruheräume anbieten

Je dichter die Siedlung, desto grösser wird der Bedarf nach ausgleichendem Freiraum. Dabei ist es von Vorteil, wenn unterschiedliche Raumkammern entstehen: gemeinschaftliche Räume für lautes Kinderspiel und – davon getrennt – Oasen des Rückzugs, der Privatheit und der Ruhe.

Dabei gibt es eine ganze Palette möglicher Angebote vom privaten bis zum öffentlichen Raum: von Balkonen über Dachterrassen, verschiedene Höfe und kleine Quartierplätze bis zum öffentlichen Quartierpark.

Hohe Dichte mit differenzierter Bebauung und vielfältigen Aussenräumen gehört in Appenzell schon länger zum ortsbaulichen Repertoire.



... und gut nutzbare Aussenräume anbieten



Verdichten um eine grüne Mitte: Unteres Ziel, Dorf Appenzell



Hohe Dichte bei niedriger Gebäudehöhe ist einer der aktuellen Ansätze der Stadtplanung. In Appenzell ist das nichts Neues.



Je mehr Dichte, mehr Einwohner – und auch mehr Autos: Für Garagen sind vor allem gemeinschaftliche Lösungen sinnvoll.

10d Randbebauung bringt grosse Höfe

Hofrandbebauungen erlauben eine hohe Dichte bei gleichzeitig verhältnismässig grosszügigem Aussenraum im Hof. Der Hof ist gut nutzbar, denn er ist ein halbprivater Raum mit klarer Zugehörigkeit. Er kann je nach Bedarf gemeinschaftlich genutzt werden oder in private Gärten aufparzellierte sein, oder er kann eine Mischung privater und gemeinschaftlicher Flächen anbieten. Hofrandbebauungen dieser Grösse sind allerdings selbst im grössten Ort des Kantons, im Dorf Appenzell, fremd und nur schwer in den Kontext zu integrieren.

10e Kleinteilige Parzellen, kleine Höfe

In der für Innerrhoden typischen kleinteiligen Parzellierung mit Grundstücken in Hinterlagen abseits der Strasse entstehen kaum grosszügige Freiräume. Solche Parzellierungsmuster sind zum Beispiel im Dorf Appenzell im Quartier Ried anzutreffen. Aber auch hier kann ein sehr interessantes Freiraumangebot geschaffen werden, dass Kleinteiligkeit und Abwechslungsreichtum bietet: Mit einer geschickten Koordination der Erschliessung der Hinterlagen können gemeinschaftliche Wohngassen und Vorhöfe und andererseits sichtgeschützte, grüne Gärten entstehen. Auch Freiräume mit Fernblick können angeboten werden: Als private oder gemeinschaftlich genutzte Dachterrassen.

10f Quartiersgaragen

Neubauten werden im Allgemeinen mit Tiefgaragen ausgerüstet. Bei Verdichtungen im Bestand, etwa im Dorfkern oder in Einfamilienhausgebieten, ist es schwierig, die nötigen Stellplätze zu schaffen, da Tiefgaragen nicht unter bestehende Bauten geschoben werden können. Hier kann die Gesamtplanung der Parkplätze für ein Quartier und der Bau einer gemeinschaftlichen oder öffentlichen Parkierungsanlage Abhilfe schaffen. Parkhäuser sind billiger als Tiefgaragen und können auch einfach wieder abgebaut werden. Weil in grossen Anlagen die Bedarfsspitzen sich ausgleichen, müssen insgesamt weniger Stellplätze erstellt werden. Eine weitere Reduktion ist mit Mobility-Fahrzeugen, guten Veloabstellplätzen und anderen Mobilitätskonzepten möglich.

Das Ortsbild als Ganzheit verstehen – Bruchstellen heilen

In den Dörfern droht das ganzheitliche Ortsbild zu zerfallen – in hingewürfelte Einzelbauten und entlang der Zonengrenzen in schroff abgegrenzte Quartiere. Massstabssprünge im Ortsbild zu heilen und Zusammenhang zu schaffen, ist eine anspruchsvolle und wichtige Aufgabe.

So einheitlich aus der Ferne das Bild der Streusiedlung wirkt, so heterogen und vielgestaltig geben sich die Dörfer bei näherem Hinsehen. Auch im Kanton Appenzell Innerrhoden lassen sich wechselvolle Geschichte, soziale und wirtschaftliche Errungenschaften anhand seiner Bauten ablesen. Sie spiegeln kulturelle und technische Umbrüche und zeigen auf, dass Erneuern und Voranschreiten nicht immer mit Zerstörung des Vorhandenen einhergehen muss. So finden sich mitten in den Dörfern Appenzellerhäuser umringt von bürgerlichen

Wohnhäusern und öffentlichen Bauten; Baustile und -epochen schachteln sich ineinander. Es entstehen unter anderem Massstabssprünge, Höhenversätze und springende Baufluchtlinien. Insgesamt gibt das ein vielfältiges und vielfarbiges Bild ab, ohne dabei in Einzelteile zu zerfallen.

Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, einhergehend mit rasantem wirtschaftlichen Aufschwung und aufkommender, individueller Unabhängigkeit durch das Automobil, pflanzen sich Grossbauten der Landwirtschaft in die

Streusiedlung und Grossbauten für Produktion und Handel in das Siedlungsgefüge. Die Brüche nehmen nun andere Dimensionen an. Gewerbebauten mit Flachdach schieben sich vor und zwischen homogene Häuserzeilen, neue Materialien und Farbigkeiten verweigern den Brückenschlag zum Bestand. Der Typologiewechsel, zum Beispiel von kleinteilig und strukturiert zu grossteilig und flächig, wirkt sich als Identitätsverlust aus. In der kollektiven Wahrnehmung löst sich das ehemals ganzheitliche Ortsbild auf in unvereinbare Einzelteile.

Unterschiede tragen bei zu Vielfalt und Lebendigkeit ...



Lebendiges Zentrum – Konglomerat Dorf Appenzell

11a Unterschiede gehören zum Leben

Die traditionellen Dörfer im Kanton hatten nie ein streng homogenes Ortsbild. Die Haustypen vom Heidenhaus zum Kreuzfirsthaus und verschiedene Epochen, Baustile, Grössen, Dachformen, Farben und Materialisierungen mischten und mischen sich. Die Brüche und Überformungen fügen sich dennoch zu einem lebendigen Ganzen, weil die Abweichungen sich innerhalb eines traditionell begrenzten Rahmens hielten. So erzeugen sie lebensnahe Vielfalt, sind Zeugnis gesellschaftlicher Stände und bilden die verschiedenen Dorfentwicklungsstufen ab. Gerade das alte Dorf Appenzell bietet abseits der Hauptgasse das Bild eines gewachsenen Puzzles, das seinen Charme nicht zuletzt auch aus dieser Vielschichtigkeit bezieht.

Keine Beziehung zwischen Flachdachgewerbe und Satteldachwohnbauten. Könnte das Flachdach zur gemeinschaftlichen Gartenterrasse der Wohnhäuser werden?



... wenn jedes Einzelteil sich in den Rahmen des Ganzen einfügt



Anhäufung verschiedener Volumes ohne erkennbaren Zusammenhang



Öffentliche Bauten haben spezielle Bedeutung – können deshalb auch speziell gestaltet sein



Bereicherung des Quartierslebens statt Emissionsquelle – die Zieglhütte

11b Moderne Grossbauten: Brüche mildern!

Mit den grossformatigen Gebäuden der Neuzeit entstehen indes Massstabsbrüche, die den traditionellen Rahmen sprengen und als Bedrängnis für das Orts- und Landschaftsbild wirken. Die Bruchlinien zum historischen Bestand sind abrupt und unversöhnlich, der Raum dazwischen lieblos. Es sind nicht nur die Dimensionen und gestalterischen Unterschiede, die Integration verhindern, sondern auch die monofunktionale Anlage dieser Bauten. Für jedes Bauwerk dieser Grössenordnungen stellt sich die Frage: Was ist der Beitrag zum Ort und was leistet es für die Gemeinschaft? Der vielschichtige Kanon der traditionellen Ortszentren liefert dafür Anhaltspunkte. Vor allem die Räume zwischen den Bauten brauchen vermehrte Aufmerksamkeit und Gestaltung.

11c Öffentliche Bauten dürfen auffallen

Etwas anders liegt der Fall bei Bauten, die Orte des öffentlichen Lebens sind. Als Gemeinschaftsbauten haben sie eine besondere Bedeutung für den jeweiligen Ort und dürfen sich deshalb von den normalen Häusern abheben. So sind sie traditionell häufig nicht aus Holz, sondern aus dauerhafteren oder edleren Materialien errichtet, wie das spätgotische Rathaus aus Stein oder das Kunstmuseum Appenzell mit seiner Metallfassade. Dennoch bedeutet dies nicht zwangsläufig eine Bruchstelle. Auch hier gilt der Grundsatz: Einbettung in das Umfeld ist eine Frage des Massstabs, der Positionierung der Baukörper, der tektonischen Gliederung, der Raumbildung und Interaktion mit dem Bestand und der Kommunikation durch Materialien und Farbigkeit.

11d Brüche kann man in Qualität verwandeln

Vorhandene Bruchstellen können auch nachträglich noch entschärft werden. Im Fall Zieglhütte sprengt der Bau den Massstab des Umrums, wird jedoch durch die Materialien Ziegel und Holz mit dem Quartier verbunden. Die Umnutzung als Museum macht das Gebäude im Quartier öffentlich wirksam und einladend. Das symbolisieren die Oberlichter im Dach und das grosse Fenster zum gestalteten Vorplatz. Was früher harter Arbeitsplatz war, ist heute entspannter Begegnungsort inmitten eines Wohnquartiers.

Identifikationspunkte zum Tragen bringen

Ein Ort, der Halt und Heimat gibt, braucht Unverwechselbarkeit und Charakter. Das geht am besten, wenn man ihn in Beziehung setzt zu dem, was schon da ist: zur Landschaft, zur Baukultur, zu den Menschen. Das kann im Grossen und im Kleinen geschehen – im Landschaftsbild, im Ortsbild und auf dem eigenen Grundstück.

Im Kanton Appenzell Innerrhoden gibt es eine Fülle an baulichen und landschaftlichen Schätzen, die das zum Klingen bringen, was landläufig als appenzellisch gilt und international als Inbegriff des Schweizerischen gelesen wird: hügelige Wiesen, verstreute Höfe, markante Berge, weidende Kühe, malerische Dörfer, farbige, buntverzierte Häuser, sprudelnde Bäche, gastliche Menschen.

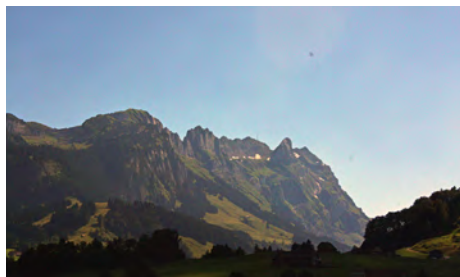
Das tönt vereinfacht und ist nicht allerorts so. Deshalb gilt es im Bestand, dort wo möglich, die vorhandenen Identifikationsträger zu

stärken und in Szene zu setzen.

Bei neuen baulichen Entwicklungen sind im Gegenzug diese Identifikationsträger mitzudenken. Im Bestand bedeutet das auch, schmerzhaft Bruchstellen zu sanieren, indem Wert- und Charaktervolles des kantonalen baulichen Inventars in das Bewusstsein gerückt werden.

Dafür braucht es handelnde Personen mit Herz und Hirn für das Eigentümliche und Offenheit und Versiertheit für die Übersetzung ins Neue.

Worin spiegelt sich die Identität eines Ortes?



Das Alpsteinmassiv ist das Naturjuwel des Kantons und der Garant für Gäste aus aller Welt.



Historische Bauten spiegeln die Geschichte des Ortes und bilden so seine ursprüngliche Identität ab.



Politik und Kultur, Gemeinschaft und Öffentlichkeit schaffen Orte gegenwärtiger Identität – vom Museum bis zum Vereinsheim.

12a Natur: Schönheiten der Landschaft

Zu den Identifikationspunkten von Appenzell gehört in vorderster Linie die Schönheit des Landschaftsraums des Alpsteins und dessen Ausläufer mit der Streusiedlung, die als idyllisches Bild bis in die Ortschaften hineinwirken. Der Alpstein mit dem mächtigen Altmann, flankiert von Hohem Kasten und Säntis, bildet einen starken Raum der Geborgenheit und Beständigkeit. Und im Raum Oberegg weitet sich der Blick übers Rheintal, schweift das Auge zu First und Hoher Kugel, bevor es sich am südlichen Horizont an Zimba, Schesaplana und den Drei Schwestern erfreut.

12b Geschichte: Historische Bauten und Kulturobjekte

In jedem Dorfkern gibt es historische Bauten, die es wert sind, ins Blickfeld gerückt zu werden. Oft sind das nicht nur die Kirchen und das Rathaus, sondern auch Kulturobjekte aller Art (Kapellen, Wegkreuze, Brücken) und die Alltagsarchitektur in den Dörfern und im Landschaftsraum. Besonders prägend wirkt im Dorf Appenzell auch das archaisch wirkende, raumbegrenzende Viadukt der Appenzeller Bahnen.

12c Zusammenleben: Gemeinschaftliche Institutionen

Weitere Identitätsträger sind die Bauten für das gemeinschaftliche Leben der Gegenwart: öffentliche Gebäude und Bauten publikumsorientierter Institutionen, von der Bank bis zum Sportplatz. Im Dorf Appenzell haben natürlich Rathaus und Landsgemeindeplatz besonderes Potential als Identifikationspunkt. Aber auch die Gemeindehäuser der anderen Dörfer, die Kirchen und Kapellen, Postamt und Bahnhof, Schulhäuser und Museen, Gasthäuser, ja selbst Pfadidörfli und Vereinsheime bilden kleine Anker gesellschaftlichen Lebens und gemeinschaftlicher Identifikation und können als Begegnungs- und Handlungsraum aktiviert werden.

Der Kirchturm von St. Mauritius wirkt aus vielen Perspektiven durch seine eindrucksvolle Präsenz – er veredelt jeden Standort, der eine Blickbeziehung zu ihm bieten kann.



Wie können Identifikationspunkte Wirkung entfalten?



Architektur und Städtebau können Blickfenster rahmen – auch kleine landschaftliche Besonderheiten entfalten dabei mitunter Reiz.



Neubauten können so angeordnet werden, dass schöne historische Bauten besonders ins Blickfeld gerückt werden.



Historische Bauten müssen genutzt werden, um ihre Ausstrahlung zu entfalten – dazu kann auch eine Umnutzung dienen.

12d Blickbeziehungen in Szene setzen

Ähnlich einem klassischen Bildaufbau lebt auch das Ortsbild vom Schichten der Ebenen – ohne Hintergrund kein Vordergrund. Deshalb wirken insbesondere auch Blickbezüge in die Ferne. Architektur und Städtebau können gezielt Durchblicke auf bedeutende Berge oder wichtige Gebäude rahmen und damit Orientierung geben und wertvolle Beziehungslinien eröffnen. So stellt der Blick auf Altmann oder Hohen Kasten einen sogar quantitativen Wert für die Immobilie dar. Dies gilt auch für Blickachsen auf Hochpunkte. Auch der Kirchturm von St. Mauritius wirkt durch seine Präsenz aus vielen Perspektiven – jeder Standort, wird aufgewertet, von dem aus ein Blick auf ihn ermöglicht wird.

12e Zugang und Vorfeld geben

Wichtige Gebäude können vor allem dann Kraft als Identitätsträger entfalten, wenn sie sich dem öffentlichen Raum zuwenden – und umgekehrt der öffentlichen Raum und die benachbarte Bebauung sie entsprechend in Szene setzen. Das ist vor allem eine Aufgabe für die Architektur der Nachbarbauten, die in der Anordnung der Baukörper und in der Weg- und Blickführung dem jeweiligen Gebäude einen besonderen Stellenwert zuweisen müssen. Deren Ausstrahlung wertet damit ihr Umfeld auf.

12f Bedeutung verleihen durch Nutzung

Historische Bauten müssen genutzt werden – aus wirtschaftlichen Gründen, aber auch, weil sie nur dann vitale Bedeutung im Leben der Menschen haben. Oft braucht es dafür eine Idee zur Neunutzung – wie zum Beispiel beim frühindustriellen Fabrikbau der Ziegelhütte. Die Umnutzung der stillgelegten Ziegelei in eine Kunsthalle bringt Menschen über die Kantons Grenzen hinaus zusammen. Detailversiert und mit Verständnis für das grosse Ganze umgebaut, verbinden die Räume für Kulturveranstaltungen und Ausstellungen das Bauwerk mit dem Umfeld – neben dem Kunstmuseum Appenzell ein weiterer unverwechselbarer Ort im Kanton.

Das Leitbild baut auf bereits bestehender Planung auf

Folgende Planungsinstrumente sind bereits vorhanden.
Das Baukulturelle Leitbild ist nebengeordnet.

Planungsinstrumente:

- Kantonaler Richtplan vom 25. 06. 2002, revidiert 28. 06. 2012
- Baugesetz (BauG) vom 29. 04. 2012
- Nutzungspläne der Bezirke, Teile Nutzung und Schutz
- Quartierpläne der Bezirke

Ortsbildschutz und Denkmalpflege

Im Umgang mit Ortsbildschutzzonen sowie geschützten und schützenswerten Denkmälern sind die entsprechenden Inventare und Listen zu berücksichtigen. Die kantonale Denkmalpflege ist mit einzubeziehen.

- ISOS – Bundesinventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz von nationaler Bedeutung
- Liste schützenswerter Bauten im Kanton Appenzell Innerrhoden
- Inventare der schützenswerten Bauten und Anlagen der Bezirke des Kantons Appenzell Innerrhoden

Abbildungsnachweis

Die Bildrechte liegen – soweit nicht unten aufgeführt – bei Ammann Albers StadtWerke, bei Studio Vulkan, beim Büro für baukulturelle Anliegen, beim Kanton Appenzell Innerrhoden oder bei den Mitgliedern der Arbeitsgruppe.

Appenzellerland Tourismus
9050 Appenzell
Bild B2
Bild 12f,

handfactory.ch,
9249 Niederstetten, Laurenz Wirth:
Bild 8a

Google Earth:
Bild F4
Bild 4c
Bilder 4e rechts
Bild 10 rechts oben
Bild 10a
Bild 10d

Street View:
Bild 1e

Wikipedia (de.wikipedia.org/wiki/GNU-Lizenz_für_freie_Dokumentation)
Bild A3, Foto des Nutzers Schofför (Ausschnitt)

Internet:
Bild 3c rechts, Quelle und Autor nicht feststellbar.